Hattingen, den 17. Oktober 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 42.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Der Kaiser wird noch einige Zeit Berlin fern bleiben, ebenso der Reichskanzler, der in dem holsteinischen Landsitze seiner Familie, Klein-Flottbeck, Wohnung genommen hat. Fürst Bülow kann sich diese Erholung noch gönnen, da die Vorbereitungen für die neuen Gesetzentwürfe an den Reichstag in die besten Wege geleitet sind.

Nach der Beisetzung der sterblichen Ueberreste des Großherzogs Friedrich von Baden, denen unser Kaiser beigewohnt hatte, hat der Monarch den neuen Großherzog zum Armee-Inspektor der südwestdeutschen Truppenteile ernannt, ein Amt, das auch der verstorbene Friedrich bekleidet hatte.

Zur Einführung des Kronprinzen in die Zivilverwaltung ist derselbe auf seinen Wunsch für die Dauer eines Jahres unter Befreiung von militärischen Dienstleistungen dem Minister des Innern v. Moltke zugeteilt worden und hat seine Tätigkeit bereits begonnen.

Der Zusammentritt der deutschen Volksvertretung wird, wie alljährlich, in der letzten November-Woche erfolgen, und bis zu diesem Termin wird auch der Kolonialherr, Staatssekretär Dernburg, aus Afrika wieder in Berlin eingetroffen sein.

Ein Erlaß des Eisenbahnministers an die Eisenbahnverwaltungen bestimmt, daß der Beitritt der Bahnarbeiter zum sozialdemokratischen Zentralverband der Transportarbeiter die Entlassung zur Folge hat. Infolge dieses Erlasses haben die bahnamtlichen Spediteure ihren Angestellten eröffnet, daß sie kein Mitglied des Transportarbeiterverbandes weiter beschäftigen würden.

Der neuerliche Wechsel in der Besetzung einiger der höchsten Beamtenposten des Reiches hat, obgleich er nicht eben unerwartet kam, doch im Inland wie Ausland erhebliches Aufsehen gemacht. Es läßt sich zurzeit indessen noch keineswegs übersehen, welche tiefere Bedeutung diesen Veränderungen beizumessen ist. Fest dürfte nur stehen, daß die meisten in der Oeffentlichkeit daran geknüpften Betrachtungen einer zuverlässigen Grundlage entbehren. Immerhin muß es auch für die in die Geheimnisse der Politik nicht Eingeweihten bedeutsam erscheinen, daß nach dem Generalfeldmarschall von Manteuffel und dem mediatisierten Fürsten Hohenlohe nunmehr ein erprobter, aus dem Heere hervorgegangener Diplomat mit der Regierung der Reichslande betraut wird. Ein solcher Wechsel kann nicht ohne wichtige Folgen bleiben.

Ueber die Gesundheit des 77jährigen Kaisers Franz Joseph von Oesterreich-Ungarn waren abermals sensationelle Meldungen verbreitet, die erfreulicherweise ja weit übertrieben waren, aber der große politische Aerger in der habsburgischen Monarchie und die Jahre können auch einem zähen Körper, wie ihn Kaiser Franz Joseph sein eigen nennt, schließlich etwas zusetzen. Ganz so fest, wie sie ehedem war, scheint die Gesundheit des hohen Herrn nicht mehr zu sein, und doch wäre dies dringend zu wünschen, denn gerade jetzt bereitet sich in Ungarn eine neu erbitterter Kampf vor, um die Einführung des allgemeinen Wahlrechts.

Im letzten Augenblick, als die Lage beinahe hoffnungslos schien, ist nun doch noch der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zustande gekommen. Erreicht ist das Ergebnis, wie es zu erwarten war, im letzten Grunde doch wieder durch weiteres Nachgeben Oesterreichs. Es hat den Ungarn die hartnäckig verlangte Selbständigkeit in der Bankfrage schließlich im Prinzip wenigstens eingeräumt und sich mit der Zusicherung von Garantien in der Valutafrage begnügt. Die gegenwärtige ungarische Regierung hat somit in der Hauptsache ihr Ziel erreicht. In absehbarer Zeit wird nunmehr Ungarn politisch wie wirtschaftlich selbständig neben Oesterreich stehen.

Die Marokko-Angelegenheit ist noch immer so wenig geklärt wie früher. Während jetzt auf der einen Seite behauptet wird, daß zwischen Frankreich und Spanien wegen Marokkos ernstliche Meinungsverschiedenheiten entstanden seien, verlautet anderweitig, daß beide Mächte in vollem Einverständnisse handelten. Besonderes Aufsehen erregt die neuerliche Aenderung in dem Verhältnis des Sultans zu Frankreich. Die Republik hat dem früher so grimmig befehdeten Sultan ihre höchste Ordensauszeichnung verliehen und will jetzt offenbar den Versuch machen, mit seiner Hilfe der aufrührerischen Bewegungen in den Küstenstädten, die sie zu kostspieligen militärischen Aufwendungen zwingen, Herr zu werden.

v. Mirbach, Stadtkommandant von Elberfeld.

Als im Jahre 1849 die Demokraten aus der Stadt Elberfeld abzogen, verlangten sie von ihrem Führer, Herrn von Mirbach, größere Geldbeträge. Da jeder Mann aber nur einen ganzen Taler erhielt, ließen sie von Mirbach allein und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen. Einzelne zersprengte Haufen wurden von den Bürgerwehren der nahe liegenden Städte Lennep, Hückeswagen und Schwelm arretiert. Auch Herrn von Mirbach, der bis zum Abzug der Freischärler die Leitung der strategischen Maßregeln der Demokraten in Händen hatte, nahm man zwischen Lüttringhausen und Lennep gefangen. Er wurde zurück nach Elberfeld transportiert und konnte hier in Muße über den schnellen Wechsel des Geschicks nachsinnen. Während er noch am 16. Mai einen Kommandantur-Befehl herausgab, in welchem er u. a. bestimmte, „daß die Barrikaden-Arbeiten von der Bürgerschaft nicht gehemmt werden dürften", befand er sich schon am nächsten Tage in den Händen der Bürgerschaft. Der K. Th. Beltz gibt in seinem im Jahre 1849 erschienenen Schriftchen „Elberfeld im Mai 1849" von v. Mirbach folgende Schilderung: „Dieser Mann, der lange Jahre ein bewegtes Leben geführt, hatte als Militär von Haus aus in Griechenland Dienste gefunden, wo er bei dem allgemeinen Verdrängen der Deutschen auch seine Existenz verlor. Später erhielt er durch Vermittelung seines Bruders, des Oberregierungsrats von Mirbach, eine Anstellung an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn und nahm seinen Wohnort in Dortmund. Seine Teilnahme an den demokratischen Bewegungen des vorigen Herbstes (1848) zog ihm eine Zeitlang gefängliche Haft und den Verlust seiner Stelle zu; jetzt mußte ihn teils persönliche Neigung, teils seine augenblickliche Lage zu jeder Teilnahme an einer Schilderhebung im demokratischen Sinne geneigt machen, und so erschien er, ob gerufen oder nicht wollen wir nicht entscheiden, gegen den 12. Mai in Elberfeld. Hoch und schlank von Gestalt und gerader aufrechter Haltung entbehrte sein Körper nicht einer gewissen Gedrungenheit, die in einem charakteristischen Kopfe mit erdfahlem Gesicht, ernst, fast finster blickenden Augen, starken, grau melierten Augenbrauen und grau durchschossenem Stutzbarte, hoher Stirn und im übrigen regelmäßigen, fast schönen Zügen ihre Vollendung erhielt. Der Ueberwurf eines weiten Paletots und der etwas in die Augen gedrückte kurzrändrige Demokratenhut gaben der ganzen Gestalt das Aussehen eines Condottiere, der Leib und Leben, sei es an eine Idee oder an den Erwerb, mit gelassenster Kaltblütigkeit zu setzen imstande war."

Die fruchtbarsten Komponisten.

Auf die Frage, wer wohl die fruchtbarsten Komponisten unter allen deutschen gewesen seien, erkennt man aus folgender interessanten Statistik, der wir folgende Beispiele entnehmen: Franz Abt, 66 Jahre alt, 2610 Kompositionen, darunter 1079 Chöre, 106 Duos, 1134 Lieder. Sebastion Bach, 65 Jahre alt, 1102 Kompositionen, darunter 225 Orgelwerke, 611 Kantaten und Chöre. Beethoven, 57 Jahre, 439 Kompositionen, darunter 30 Orchesterwerke, 79 zweihändige Stücke für Klavier. Brahms,

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Fortsetzung.)

30. Kapitel.

Es war noch in frühester Stunde, als Bernardi am nächsten Morgen den Speisesaal des Hotels betrat. Er fand Kulicke bereits wartend vor; der alte Mann zitterte vor Kälte am ganzen Leibe. Während der ganzen Nacht hatte er ja in der Holroyd-Straße Wache gestanden.

Die Ausbeute war nur sehr gering. Keiner der Amerikaner hatte das Haus verlassen, und Erkundigungen hatte er während der Nachtzeit natürlich auch nicht einziehen können. Burkhardts Eintritt in das Haus hatte er wohl bemerkt; aber den jungen Mann nicht erkannt. Er hatte es auch für überflüssig gehalten, ihm zu folgen, als er Nummer 47 wieder verließ.

Bernardi gab ihm einige Weisungen und wollte ihn eben entlassen, als ihm plötzlich etwas einfiel.

„Gehen Sie doch mal nach Zimmer Nr. 16," sagte er. „Herr Burkhardt wohnt dort. Sagen Sie ihm, ich hätte Sie geschickt, und erkundigen Sie sich, ob er Sie vielleicht als Begleiter bei der bewußten Fahrt haben will."

In wenig Minuten schon war Kulicke zurück mit der überraschenden Nachricht, Herr Burkhardt habe für sein Zimmer gezahlt und das Hotel bereits verlassen.

Bernardi biß sich auf die Lippen und trommelte erregt mit den Fingern auf die Tischplatte. Diese Neuigkeit verwirrte ihn. Er hatte am Abend oder vielmehr in der Nacht zuvor ganz richtig vermutet, Burkhardt wolle in Wirklichkeit Exmouth gar nicht verlassen, sondern sich in die Hände der Amerikaner liefern. Dieser frühe Aufbruch jedoch machte ihn irre. Er hatte sich offenbar in der Beurteilung des jungen Mannes getäuscht, und das tat ihm, wie er sich eingestand, sehr leid.

„Dann ist hier im Hotel für Sie nichts mehr zu tun, Kulicke," sagte er zu dem Manne, der auf einen Bescheid wartete. „Gehen Sie wieder nach der Holroyd-Straße und überwachen Sie unsere Freunde. Wenn sie irgend eine Bewegung machen sollten — fortgehen, vielleicht nach dem Bahnhof, oder sonst irgend etwas — so telegraphieren Sie mir das sofort und möglichst ausführlich postlagernd nach Poldhu. Ich werde dort alle halbe Stunden nachfragen; sparen Sie keine Kosten, es handelt sich in diesem Falle darum, daß ich genau informiert bin. — Leben Sie also wohl und strengen Sie sich möglichst an. Es handelt sich vielleicht um die Rettung eines Menschenlebens."

Er ließ sich einen Wagen holen und fuhr nach dem Bahnhof. Viel Zeit war nicht mehr zu verlieren; der Zug stand schon zur Abfahrt bereit und setzte sich gleich darauf in Bewegung.

Bernardi war mit sich selbst durchaus unzufrieden. Er war ärgerlich darüber, daß er Burkhardt aus den Augen verloren hatte, und besorgt um den jungen Mann. So sicher war er in seiner Vermutung gewesen, daß Herthas Gatte ihm in der Nacht eine Komödie vorgespielt hatte, daß er nur hierfür sich vorbereitet hatte. Er war willens gewesen, Kulicke damit zu beauftragen, Burkhardt und nicht die Amerikaner zu überwachen. Hätte er gewußt, daß der junge Mann wirklich die Absicht gehabt hatte, nach London zu fliehen, hätte er selbst ein Auge auf ihn gehabt und sich nicht ruhig zum Schlafen niedergelegt, bis Kulicke in das Hotel kam.

In Exeter wurde ihm bedeutet, daß er in einen anderen Zug steigen müsse und es einen längeren Aufenthalt gäbe. Das war unangenehm; jede Stunde, die er verlor, konnte verhängnisvoll sein.

Die Zeit schlich ihm endlos hin. Noch immer wollte ihm der Gedanke an Burkhardt nicht aus dem Kopfe. Wie war der Mann zu beurteilen? Erst begab er sich in eine ungeheure Gefahr für seine Gattin, da er die Verfolger in ihrer Wohnung aufsuchte. Dann aber ergriff er vor einer weit geringeren die Flucht — fuhr nach London, wo es sich möglicherweise bei der Fahrt nach Falmouth ebenfalls um die Rettung der „Albion" und all derer, die ahnungslos auf ihr waren, handeln konnte! — Wie reimte sich das zusammen?

Er hatte vielleicht die Jacht gerettet, da er Kenntnis von der Anbringung der Höllenmaschine erhielt. Er hatte diese Kenntnis mit Daransetzung seines Lebens erhalten — hatte tapfer und selbstaufopfernd gehandelt, da er nach der Holroyd-Straße ging. Derselbe Mann zeigte sich dann in derselben Nacht unerwartet furchtsam — so auf seine eigene Rettung bedacht, daß er allen Vorschlägen gegenüber taube Ohren zeigte.

So groß seine Bewunderung für die erste Tat auch sein mochte, konnte der Detektiv für Wolfgangs frühes Verlassen des Hotels doch keine andere Erklärung finden, als die einer Flucht vor den Amerikanern. Und das machte ihn in der Beurteilung des Charakters des jungen Mannes irre.

Endlich fuhr der Zug nach Poldhu in die Halle, und er konnte einsteigen.

Bernardi war froh, als er in Poldhu den Zug verlassen konnte. Die Untätigkeit während der Fahrt war ihm qualvoll gewesen. Der Gedanke an seine Ungeschicklichkeit und die Folgen, die diese möglicherweise nach sich ziehen konnte, war nicht gerade darnach angetan, sie ihm angenehmer zu gestalten. Und vor allem verlangte es ihn darnach, für seine schöne junge Klientin zu handeln.

Er war sich darüber klar, daß die Rettung der Jacht noch keineswegs sicher gestellt war. Eine Kleinigkeit, eine geringe Betriebsstörung konnte verhindern, daß seine Depesche das Schiff rechtzeitig erreichte — und er schauderte bei dem Gedanken an das, was dann geschehen konnte. Ja, er war dann nicht einmal imstande, die furchtbaren Verbrecher, die mit Menschenleben spielten und Menschenleben vernichteten nach ihrem Belieben, zur Rechenschaft zu ziehen. Niemals wieder würde man etwas von der „Albion" hören — kein Mund würde gegen sie zeugen können. Worauf sollten er und Burkhardt eine Anklage stützen? Hatten sie einen einzigen Beweis, den ein Richter gelten lassen konnte? Und ob er sich ingrimmig die Lippen biß, daß sie bluteten, seine Antwort war doch nur ein: nein!

Ungestraft — auf Erden ungestraft, durften drei eingefleischte Teufel ein halbes Hundert unschuldiger Menschen hinmorden, um einen, einen einzigen Lumpen zu bestrafen!

Es war nicht Zeit jetzt, seinen Gedanken nachzuhängen. Er mußte handeln, um das Unheil zu verhüten.

Er erkundigte sich bei einem Polizisten, wo die Marconi-Station wäre. Der Mann wies ihn zurecht. Er fand unschwer den Weg, da er vor Jahren schon einmal hier gewesen war.

Nach kaum fünf Minuten sah er das Gebäude mit den zahllosen Drähten, die nach allen Richtungen davon ausliefen, auf hohen Masten befestigt, vor sich. Durch einen Arbeiter ließ er sich dem Ingenieur melden, mit dem er bei seinem früheren Besuch zu tun gehabt hatte.

Der Herr empfing ihn sofort und begrüßte ihn sehr höflich. Er erinnerte sich noch sehr deutlich an den berühmten Detektiv.

„Sie besuchten uns vor zwei Jahren, als es sich um die Benachrichtigung eines Kapitäns handelte, daß ein Defraudant sich auf sein Schiff geflüchtet habe, wenn ich mich recht erinnere," sagte er, nachdem er Bernardi begrüßt hatte. „Darf ich hoffen, daß diesmal nicht ein Verbrechen der Anlaß ist, der Sie herführt?"

„Ich muß leider sagen, daß es sich um etwas weit Schlimmeres handelt als bei meinem damaligen Besuche. — Wenn es möglich wäre, daß man sogleich einen Apparat in Tätigkeit setzte — es gilt die Errettung von Menschenleben."

64 Jahre alt, 538 Kompositionen. Karl Czerny, 63 Jahre alt, 2412 Kompositionen, darunter 64 Klavierstücke für sechs Hände, 489 für vier Hände und 1574 für zwei Hände. Diabelli, 77 Jahre alt, 2585 Kompositionen, darunter 673 vierhändige Klavierstücke und 897 zweihändige. Händel, 71 Jahre, 397 Kompositionen. Haydn, 72 Jahre, 575 Kompositionen, darunter 125 Sinfonien und 84 Quartette. Liszt, 75 Jahre alt, 955 Kompositionen. Mozart, 35 Jahre alt, 626 Kompositionen, darunter 105 Orchesterwerke und 80 Kammermusikstücke. Raff, 60 Jahre, 610 Kompositionen. Rubinstein, 66 Jahre, 550 Kompositionen. Schubert, 31 Jahre, 791 Kompositionen, darunter 148 mehrstimmige Chöre und 445 Lieder. Schumann, 46 Jahre alt, 671 Kompositionen, darunter 12 Orchesterwerke, 241 zweihändige Klavierstücke und 242 Lieder. Sieht man von Komponisten wie Czerny und Diabelli ab, die mit ihren Werken pädagogische Zwecke verfolgten, so nehmen Mozart und Schubert den ersten Rang in der Fruchtbarkeit ein. Die Statistik erstreckt sich nur auf Werke der reinen Vokal- und Instrumentalmusik, insoweit sie nicht für die Bühne bestimmt sind. Die Opernkomponisten, unter denen sich ja auch Wunder an Produktionskraft finden, sind daher nicht vertreten.

Hau vor dem Reichsgericht.

Das Reichsgericht in Leipzig hat die Revision des Rechtsanwalts Hau verworfen. Damit ist das Todesurteil gegen ihn rechtskräftig geworden, und sein Schicksal ist jetzt in die Hand des Großherzogs von Baden gegeben.

Haus Verteidiger Dr. Dietz hat bereits angekündigt, daß er nun das Wiederaufnahmeverfahren betreiben werde, doch bleibt abzuwarten, ob die dazu erforderlichen wichtigen neuen Tatsachen vorhanden sind und ob sie vom Gericht als ausreichend erachtet werden. Die Hinrichtung Haus dürfte jedoch nicht stattfinden, denn in auf Indizien, d. h. nicht direkten Beweisen gestützten Mordprozessen pflegt bei der Verurteilung die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt zu werden. Es ist übrigens das erste Todesurteil, über das der neue Großherzog von Baden zu entscheiden haben wird. — Aus der Urteilsbegründung ergibt sich, daß die Rüge des Verteidigers wegen der doppelten Fragestellung an die Geschworenen im § 295 der Strafprozeßordnung keine Stütze findet. Hinfällig ist auch die Rüge, daß sich vor der Hauptverhandlung gewisse Ereignisse abgespielt haben, die einen Revisionsgrund bilden könnten. Das Gesetz kennt auch kein Verbot des Verkehrs zwischen dem Richter und dem Angeklagten außerhalb des Verhandlungsraumes. (Bezugnahme auf die Unterredung des Vorsitzenden mit Hau am letzten Verhandlungstage.) Ferner ist die vom Staatsanwalt in der Presse veröffentlichte Berichtigung kein Revisionsgrund, wenn solche Mitteilungen auch gegen die Amtspflicht verstoßen könnten. Jeder Nachprüfung entzieht es sich, ob einzelne Geschworene durch die Veröffentlichung beeinflußt worden sind. Was die nachträgliche Fertigstellung des Sitzungsprotokolls anbelangt, so wird nirgends im Gesetz bestimmt, daß das Protokoll in der Sitzung selbst oder unmittelbar nach der Sitzung fertigzustellen ist. Bei großen Sitzung ist die sofortige Fertigstellung ganz unmöglich. Letztere unterliegt lediglich der Gewissenhaftigkeit des Richters und des Protokollführers. Die kommissarische Zeugenvernehmung ist völlig zu Recht erfolgt. Wenn sich ein weiterer Revisionsgrund auf die Verlesung gewisser Briefe stützt, so kennt das Gesetz keine Beschränkung in der Zulässigkeit von Beweismitteln. Auch alle Rügen hinsichtlich des Zeugenbeweises sind als nichtig erkannt worden, ebenso hinsichtlich der Nichtanwendung des Zeugniszwangsverfahrens gegen den Zeugen Lenk. Die Entscheidung über Zwangsmittel ist allein Sache des betreffenden Gerichts. Ein Verstoß gegen die Strafprozeßordnung war allerdings die Weglassung der Begründung bei der Ablehnung des Beweisantrages auf Ladung eines Zeugen, zur Revision kann er jedoch nicht führen, weil die Verteidigung nicht erheblich beschränkt worden ist. Aus allen Gründen ist die Revision verworfen worden. Die Kosten des Verfahrens hat der Beschwerdeführer zu tragen.

Aus russischen Kerkern.

In der „Rußkaja Starina" findet sich eine historische Erinnerung aus den russischen Kerkern, die wohl auch heute noch manches Seitenstück in Rußland finden dürfte, wenn auch nicht in so brutaler Form. Es handelt sich um die Inhafthaltung des Generalmajors Kutkin in Orenburg durch den berüchtigten General Araktschejew, und den nicht minder berüchtigten Iwan Pestel, den Vater des hingerichteten Dekrabisten. Das Blatt erzählt:

„Kutkin war ein Riese von 2 Arschin 12 Werschok hoch. Auf Befehl Pestels wurde er in einem Zimmer untergebracht, welches die Höhe von 2 Arschin 9 Werschok hatte, so daß Kutkin immer gebückt einhergehen mußte und zwölf Jahre hindurch, die er in jenem Raume zubrachte, sich nicht aufrichten konnte. Späterhin ließ ihn Pestel vergiften, wodurch der unglückliche Generalmajor von seinen Qualen erlöst wurde.

Im Jahre 1842 besuchte Kaiser Alexander 1. Orenburg und besichtigte unter anderem auch die Gefängnisse. Auf einer Tür erblickte der Kaiser die Aufschrift: „Ein Unbekannter", welche seine Neugierde wachrief, so daß er sich an den ihn begleitenden Gouverneur Essen mit der Frage wandte, was diese Aufschrift zu bedeuten habe, da ihm, dem Kaiser, nichts unbekannt sein, noch bleiben dürfte.

Essen war im ersten Augenblick so verwirrt, daß er nicht antworten konnte und sich besinnen mußte, sodann antwortete er:

„Wir wissen nicht, wer dieser Unbekannte ist, der bereits neun Jahre in dieser Zelle lebt, denn einem jeden ist es streng verboten, auch nur das geringste Wort mit ihm zu wechseln."

Zorn und Unwillen spiegelten sich im Antlitz Seiner Majestät und drohend fragte derselbe: „General, wer hat Ihnen diesen Unbekannten zugeschickt?"

Auch jetzt war es Essen nicht möglich, zu antworten, und der Chef der Gefängniskanzlei trat vor und sprach folgendes: „In dem und dem Jahre wurde uns unter Nummer so und so dieser „Unbekannte" vom General der Artillerie Araktschejew zugeschickt, welcher uns befahl, denselben in dieser geheimen Zelle unterzubringen und kein Wort mit ihm zu sprechen."

Der Kaiser erbleichte und befahl, die Türe sofort zu öffnen. Man sah in einen halbdunklen, niedrigen, von widerlichem Gestank erfüllten Raum, in dessen fenster Ecke die Gestalt eines zum Schatten abgemagerten Mannes kauerte. Der Kaiser konnte die Zelle nicht betreten und befahl, den Arrestanten herauszuführen.

„Weißt Du, wer ich bin?" fragte der Kaiser den Unglücklichen.

Der Arrestant antwortete nicht sogleich auf die Frage, denn ihm schien alles ein Traum zu sein; zudem mußte sich sein Auge ans Licht gewöhnen, da er neun Jahre lang das helle Tageslicht nicht hatte schauen dürfen. Erst als der Kaiser seine Frage wiederholte, riß er den unglücklichen Arrestanten aus seinen Träumereien, der laut schluchzend zu seinen Füßen niedersank und mit vernehmlicher Stimme antwortete:

„Ich weiß, daß Du unser allergnädigster Herr und Kaiser Alexander 1. bist."

Der Kaiser hob den Unglücklichen auf, bedeckte sodann seine Augen mit dem Taschentuch und weinte bitterlich. Erst nach zehn Minuten hatte er sich soweit gefaßt, daß er imstande war, folgende Frage an den Arrestanten zu richten:

„Wer bist Du eigentlich?"

„Mein Kaiser," antwortete der Arrestant, „ich heiße Kutkin, was ich jetzt bin, das weiß ich nicht mehr, vor meiner Einkerkerung war ich Oberst des und des Regimentes."

Der struppige Bart und das bleiche, vergrämte Gesicht nahmen dem Kaiser die Möglichkeit, den betreffenden Oberst wiederzuerkennen. Endlich sagte derselbe: „Ja, ich erinnere mich — Du bist es! Ich weiß, Du hast Deinen Dienst immer gut erfüllt — weswegen bist Du hierher verschickt worden?"

„Das weiß ich nicht, mein Kaiser," erwiderte der Arrestant.

„Wie ist es möglich, daß Du das nicht weißt?" forschte der Kaiser weiter und wandte sich sogleich an Essen, der ihm keine weitere Auskunft geben konnte.

Der Arrestant erzählte alsdann mit kurzen Worten, wie er zum Kriegsminister zitiert worden war, der ihn sogleich arretieren und nach Orenburg schaffen ließ.

Der Kaiser wurde durch diese Erklärungen tief bewegt und befahl Essen, dem Unglücklichen sofort ein reines, gutes und helles Zimmer einzuräumen und ihn seinem Stande gemäß zu halten. Zum Arrestanten gewendet, sprach der Kaiser folgende Worte:

„Es klingt mir unwahrscheinlich, was Du hier erzählst, aber ich werde bei meiner Rückkehr nach Petersburg Deine Angelegenheit untersuchen. Ich gebe Dir die Versicherung, ich habe es nicht gewußt, daß man Dich so hält."

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es Arektschejew gelungen, den Kaiser von der Schuld des unschuldigen Kutkin zu überzeugen.

Moderne Dienstmädchen.

Die Neuseeländer Dienstmädchen haben sich organisiert, und keine von ihnen wird mehr einen Finger rühren oder ein Engagement antreten, wenn nicht die Dienstherrin die Bestimmungen der „Vereinigung weiblicher Dienstboten" feierlich durch Unterschrift anerkennt. Wie die Australian Review berichtet, setzen die Bestimmungen die wöchentliche Arbeitszeit auf insgesamt 68 Stunden fest. Der Dienst beginnt morgens nicht vor ½7 und endet Montags, Dienstags, Freitags und Sonnabends abends um ½8. Drei halbstündige Ruhepausen am Tage und eine Stunde Ruhe bewahren die Dienstmädchen vor Ueberanstrengung. Donnerstags und Sonntags endet die Arbeit nachmittags um 2 Uhr; entgegenkommend beschränken die Dienstboten die Pausen an diesen verkürzten Arbeitstagen auf zwei halbstündige Ruhegelegenheiten. Auch erklären sich die Dienstboten bereit, jeden zweiten Sonntag, aber nur nach vorhergehender Ankündigung zwischen halb sechs und halb sieben nachmittags den Tee zuzubereiten. Am Mittwoch wird bis zehn gearbeitet. Am Sonntag morgen muß dem Dienstmädchen durch einen zweistündigen Urlaub Gelegenheit zum Kirchenbesuch geboten werden. Als reglementsmäßige volle Urlaubstage sind Weihnachten, Neujahr, Ostermontag usw. festgesetzt. An Urlaubstagen muß die Arbeit gegebenen Falles zum Satze von 1 Mk. die Stunde extra bezahlt werden. Demgegenüber bieten freilich auch die neuseeländischen Dienstmädchen ihren Brotherren eine Reihe außerordentlicher Vergünstigungen: sie wollen auch so freundlich sein, bei Auswahl eines Engagements tunlichst jenen Herrschaften den Vorzug zu geben, die die Bestimmungen der Dienstmädchen-Organisation schriftlich anerkennen, sie verpflichten sich auch, ausgenommen am Donnerstag, allabendlich um zehn Uhr zu Hause zu sein und ihr Ent-

---

Nun wurde der andere natürlich sehr ernst und führte den Detektiv sogleich in den Betriebsraum hinüber. Dort wandte er sich an einen der Beamten.

„Sie werden den Herrn hier sogleich bedienen, Mr. Quayne", sagte er. „An wen, wenn ich fragen darf, sollen wir telegraphieren?"

Das letzte war an Bernardi gerichtet. Der Detektiv antwortete:

„Zwischen Falmouth und den Scilly-Inseln kreuzt die englische Luftjacht „Albion". Sie ist, wie ich bestimmt weiß, mit Aufnahme-Apparaten versehen. Wenn Sie so freundlich sein würden, nach diesem Schiff zu depeschieren."

Der Ingenieur schien einen Augenblick nachzusinnen.

„Zwischen Falmouth und den Scilly-Inseln — da muß sich das Schiff jedenfalls in einem Umkreise von vierhundert Meilen befinden. Richten Sie, bitte, den Apparat danach, Mr. Quayne. — Was dürfen wir telegraphieren, Herr Bernardi?"

„Ich werde Ihnen das Telegramm diktieren, bitte jedoch erst einmal anzufragen, ob das Schiff da ist. Die Frage können Sie natürlich ganz beliebig, in der gebräuchlichen Weise, formulieren."

In dem Raum wurde es ganz still. Man hörte die Atemzüge der drei Männer, während der Ingenieur langsam eine Kurbel drehte. Dann ertönte das kurze, ungleichförmige Klappern des Telegraphen — wieder wurde es totenstill. Eine nervöse Spannung schien sich des Detektivs zu bemächtigen. Er fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirn, und seine Augen blieben starr auf den Apparat gerichtet.

Zwei Minuten vielleicht waren vergangen, als der Mann, den der Ingenieur Mr. Quayne genannt hatte, den Druckknopf noch einmal in Bewegung setzte. Er wartete noch eine Weile, dann wandte er sich mit einem bedauernden Achselzucken nach den beiden anderen um.

„Es ist irgend etwas nicht in Ordnung, wie?" fragte Bernardi beinahe heftig. „Zu windig, regnerisch, oder was weiß ich?"

Der Ingenieur begriff seine Aufregung wohl — hatte ihm der Detektiv doch gesagt, daß es sich um Menschenleben handele. Er trat daher an den Apparat heran, flüsterte ein wenig mit Quayne und stellte dann mehrere Zeiger.

„Noch einmal," sagte er dann kurz.

Wieder setzte sich der Druckknopf in Bewegung — wieder ertönte das Klappern, und dann lastete wieder die schwere Stille über dem Raum. Bernardi rührte sich nicht. Sein Gesicht schien wie aus Stein gehauen, die Hände hatten sich geballt, und wie von einem Magneten festgehalten, ruhten seine Augen auf dem weißen Streifen Papier, den der Ingenieur in den Apparat gelegt hatte. —

Aber nichts rührte sich — die auf der „Albion" antworteten nicht. Und nach einer abermaligen Pause von Minuten wandte sich der Ingenieur mit sehr ernstem Gesicht an den Detektiv.

„Sie müssen sich geirrt haben bezüglich des Aufenthaltes der Jacht, Herr Bernardi," sagte er. „Wenn sie sich auch tausend Meilen von hier entfernt befände, hätte sie unser Telegramm doch erreichen müssen. Ueber weitere Entfernungen freilich können wir nicht depeschieren."

Bernardi schien wie aus einem Traum zu erwachen. Und seine Erwiderung mußte dem Engländer wohl seltsam genug dünken.

„Die Jacht ist sicherlich nicht weiter denn dreihundert Meilen von hier entfernt. Die auf ihr waren, sind freilich wohl unendlich viel weiter."

Und da er die erstaunten Blicke der beiden bemerkte, fuhr er, sich besinnend, fort:

„Aber verzeihen Sie, das muß Ihnen ja ganz unverständlich sein. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bemühungen, aber Sie werden entschuldigen, wenn ich mich jetzt sogleich verabschiede. Ich muß schleunigst zur Bahn."

Auf der Post erkundigte er sich nach eingelaufenen Telegrammen. Es war eines von Kulicke da, das nur die kurze Mitteilung enthielt, die Amerikaner hätten Nummer 47 in der Holroyd-Straße noch nicht verlassen.

Er depeschierte nach Falmouth an die Hafendirektion, ob eine Jacht namens „Albion" eingelaufen wäre. Aber von dort wie von fünf anderen Häfen, die das Schiff möglicherweise hätte angelaufen haben können, kamen die gleichen Antworten.

Eine Jacht dieses Namens wäre weder gekommen noch irgendwo gesehen worden. — — —

31. Kapitel.

„Ja, er ist noch da. Er geht unten auf und ab, manchmal sieht er herauf. Seit dem frühen Morgen ist er nicht vom Platze gewichen."

Leslie Boules stand am Fenster, hinter den Vorhängen verborgen. Seine Worte waren an Berthe Ravenaud gerichtet, die mit Fermor flüsternd am Ofen stand.

Die Französin hatte, als sie Kulicke am Morgen vor dem Hause gewahrte, in dem alten Mann sogleich ihren Dresdener Verfolger wiedererkannt. Ueber den Zweck seiner Promenade in der Holroyd-Straße konnten sie da natürlich keinen Augenblick mehr im unklaren sein. Nur darüber, was und wer seinen Besuch veranlaßt hatte, waren ihre Meinungen geteilt.

John Fermor, der seit dem Besuche Burkhardts sehr verstimmt war, behauptete natürlich, dieser hätte Kulicke hergeschickt. Es wäre maßlos töricht gewesen, den Worten des Mannes Glauben zu schenken, man hätte ihn gleich umbringen sollen, das Anbringen der Höllenmaschine nicht verraten dürfen und dergleichen mehr — das äußerte er nun schon den ganzen Tag und schien sich dabei in einen immer größeren Grimm hineinzureden.

Berthe Ravenaud und Boules waren anderer Meinung. Sie schrieben den unerbetenen Besuch des alten Mannes allein dem Detektiv zu und trafen damit ja in der Tat das Richtige. Bernardi, so folgerte Berthe, würde sie sicherlich nicht aus den Augen verlieren wollen, namentlich nicht, ehe die „Albion" unbeschadet zurückgekehrt war.

Die Ueberwachung durch den alten Mann war den dreien jedoch sehr unbequem. Das Rendez-vous mit jenem, den sie für Paul von Randow hielten, durften sie natürlich unter keinen Umständen versäumen. Nun handelte es sich darum, wie man, ohne von Kulicke bemerkt zu werden, an den verabredeten Ort gelangen konnte.

„Ist er immer noch da?" fragte Berthe nach mehreren Minuten von neuem.

„Gewiß! — Ich muß mich vorsehen, nicht von ihm bemerkt zu werden," tönte es vom Fenster zurück.

„Dann kommen Sie nur und geben Sie das zwecklose Beobachten auf, Boules," fuhr Berthe fort. „Wir müssen jetzt darüber nachdenken, wie wir unbehelligt nach West Down Beacon kommen. Es wäre doch toll, wenn wir nicht Mittel und Wege dazu fänden."

„Ich werde hinuntergehen und den Alten in die See werfen, wenn Sie es wünschen, Berthe," rief Fermor wild.

Die beiden anderen lachten, und Boules meinte:

„Machen Sie sich nicht erst die Mühe, mein Bester. Er geht doch nicht unter — er ist zu dünn und zu leicht."

Fermor hatte anscheinend seinen Vorschlag ganz ernst gemeint, denn er zeigte sich nun sehr beleidigt. Berthe Ravenaud beachtete das jedoch nicht, sondern wandte sich an Boules.

gegenkommen geht sogar soweit, daß sie sich bereit erklären, bei etwaigen Differenzen sich dem Schiedsspruch eines Komitees zu unterwerfen, das aus fünf Mitgliedern der Dienstbotenorganisation besteht.

Allerlei.

Fremde in Berlin. 106 587 Fremde haben sich nach der soeben veröffentlichten polizeilichen Statistik im September in Berlin aufgehalten. Davon stammten aus Rußland 9111, Oesterreich 3460, Amerika 2512, England 1487, Dänemark 1277, Frankreich 1095, Schweden 1036, Holland 800, aus der Schweiz 593, aus Italien 488, Belgien 391, aus den Balkanstaaten 353, aus Norwegen 252, Spanien 184, Afrika 145, Asien 138, aus der Türkei 110, Portugal 84 und Australien 63 Personen. — Wie in den Vormonaten hat der Fremdenverkehr im September den den Vorjahres (98 810) bedeutend übertroffen.

Verbrannt. Der Dekorationsmaler Willy Schäfer-Berlin, der Dekorationsmalereien im Oberschlesischen Theater in Königshütte herstellte, kam beim Wärmen von Leim der Spiritusflamme zu nahe, fing Feuer und erlitt so schwere Brandwunden, daß er verstarb.

Aus unglücklicher Liebe in den Tod gegangen. Die 20jährige Dienstmagd Anna Richters aus Belum, die in Otterndorf diente, ließ sich von dem Kuxhavener Morgenzug überfahren. Das junge Mädchen legte sich aus unglücklicher Liebe mit verbundenen Augen auf die Schienen. Der Kopf wurde der Unglücklichen vom Rumpfe getrennt.

Jagdunglück. Als bei Lüdersholm der 22jährige Sohn des Hofbesitzers Adzersen sich mit einem Freunde auf der Hühnerjagd befand, geriet, als dieser ein Gebüsch passierte, der Drücker des gespannten Gewehrs an einen Ast, der Schuß entlud sich, und die volle Ladung drang dem voraufschreitenden Adzersen in den Oberschenkel. Lebensgefährlich verletzt wurde der Verunglückte in das Flensburger Diakonissenhaus überführt.

Beim Wachskochen verbrannt. Der Tischlermeister Schmidt in Neisse war mit Wachskochen beschäftigt, plötzlich kochte die Masse über und geriet in Brand, der die Kleider Schmidts sowie die seiner Frau erfaßte. Beide Personen erlitten so schwere Brandwunden, daß sie in der Nacht verstarben.

Erhöhung des Schichtlohnes. Die Hedwig Wunsch-Grube in Borsigwerk (Schlesien) erhöhte aus freier Entschließung ihren Arbeitern, die in diesem Jahre nicht an den Lohnbewegungen beteiligt und überhaupt nicht mit Forderungen hervorgetreten sind, den Schichtlohn. Die Erhöhung des Gedinges rief unter der über 2500 starken Belegschaft große Genugtuung hervor.

Der betrogene Dieb. In einem großen Münchener Schuhwarengeschäft waren Ringkampfpreise ausgestellt, 4000 Mark in Geldrollen. In der Nacht zum letzten Sonntag zertrümmerte ein Dieb die große Fensterscheibe, riß die Geldrollen an sich und radelte dann davon. Ein Kontrolleur der Straßenreinigungs-Gesellschaft, der dem Diebe nachradeln wollte, wurde zweimal von Schutzleuten aufgehalten und notiert, weil er kein Licht hatte. Einstweilen entkam der Dieb; er soll aber trotzdem seines Raubes nicht froh geworden sein; denn die Geldrollen waren Attrappen, eingepackte Besenstiele, und einen Gürtel aus Edelmetall im Werte von 2000 Mark hatte der Dieb unbeachtet im Schaufenster liegen lassen, weil er es nur auf das Geld abgesehen hatte.

Feuerlärm als Todesursache. In Amberg in der Oberpfalz brach Großfeuer aus. Ein in der Nähe des Brandplatzes wohnender älterer Mann wurde durch das Feuerrufen derart erschreckt, daß er einem Herzschlag erlag.

Eine 100jährige Waschfrau. In Amberg in der Oberpfalz ist die frühere Wäscherin Frau Weinberger im Alter von über 100 Jahren gestorben.

In einem Spreuhaufen erstickt. In Forchheim in Oberfranken ist eine Bäuerin beim Suchen nach Hühnereiern in einem Spreuhaufen erstickt.

Versuchter Doppelmord. In Nachod schoß der 29jährige Färbergehilfe Dworak seine von ihm getrennt lebende Frau und deren Mutter auf offener Straße nieder. Die Frauen sind schwer verletzt. Der Mörder ist nach Deutschland entflohen.

Einbruchsdiebstahl. Bei dem Präsidenten des österreichischen Verwaltungsgerichtshofes und ehemaligen Justizminister Dr. Friedrich Grafen Schönborn in Wien wurde ein Einbruchsdiebstahl verübt und nebst 20 000 Kronen, die der Graf eben durch die Post erhalten hatte, und ein sehr kostbares Heiligenbild entwendet.

Große Ueberschwemmungen in Italien. Infolge von wolkenbruchartigem Regen werden gewaltige Ueberschwemmungen aus dem großen Tale von Lanzo gemeldet. Mehrere Personen sind umgekommen. Behörden und Truppen sind zur Hilfe geeilt.

Brand in einem französische Hospital. Ein Flügel des Hospitals von Lens ist in der Nacht auf Sonntag eingeäschert worden. Das Feuer ist in der Zelle eines irrsinnigen Grubenarbeiters entstanden, dessen Leichnam verkohlt aufgefunden wurde.

Riesenbrand im Arbeiterviertel. In Petersburg brach nachts ein großes Schadenfeuer aus. Fünf große, ausschließlich von Arbeitern bewohnte Mietskasernen brannten vollständig nieder. Die gesamte Feuerwehr der Residenz wurde aufgeboten. Neun Personen verbrannten, viele sind schwer verletzt.

Versteigerung eines Staatssiegels. Das große Staatssiegel der ehemaligen Südafrikanischen Republik gelangt am 18. d. M. in London zur öffentlichen Versteigerung. Es ist aus Stahl, zeigt in der Mitte das Transvaaler Wappen und rundum die Inschrift: Gouvernement Zuid Afrikaansche Republik.

Zur Affäre der Bürgermeister Tochter

in Brand, worüber wir mehrfach berichteten, werden neue Einzelheiten bekannt, die erkennen lassen, daß der Mordplan von langer Hand vorbereitet war. So hat sich herausgestellt, daß Grete Beier schon vorher, ehe sie ihrem Vater den Revolver entwendete, sich eine Mordwaffe zu beschaffen versucht hat. Der betr. Revolverhändler gab der Frau, die mit dem Kauf beauftragt war, zwar einen Revolver mit, statt scharfer, aber nur Platzpatronen und machte auch sofort dem Bürgermeister Beier telephonisch Mitteilung von dem Waffenkaufe seiner Tochter. Dieser nahm daraufhin seiner Tochter die Waffe wieder ab und brachte sie nach einigen Tagen dem Händler wieder zurück. Da ihr dieser Versuch, zu einer Mordwaffe zu gelangen, nicht glückte, verschaffte sich die Beier einen von der Brander Polizeibehörde beschlagnahmten Revolver eines Selbstmörders, mit dem sie dann ihren Bräutigam erschoß. Daß häßliche Habgier der Beweggrund zur Mordtat war, beweist auch folgende Darstellung: Wenige Tage nach Preßlers Tode kamen die Mutter Beier und ihre Tochter — letztere in einem neuen Kleide! — mit einem Möbelwagen vor der Chemnitzer Wohnung Preßlers vorgefahren. Dann packten beide die ganze Wohnungseinrichtung Preßlers, seine Wäsche, Kleidungsstücke, sogar die Restbestände seines Weinkellers in den Wagen, um alles nach Brand mitzunehmen. Beim Einpacken äußerte Grete Beier dem Spediteur gegenüber, daß es gut wäre, daß Preßler tot sei. Als verheirateter Mann hätte er sie ja doch einmal nicht heiraten können, und vielleicht hätte er sie, wenn sie gerade in Chemnitz gewesen wären, eben aus diesem Hinderungsgrunde erschossen. Hieraus ergibt sich, daß es die Grete Beier selbst war, die das ganz unbegründete Gerücht verbreitete, Preßler sei verheiratet.

Die Laufbahn eines jungen Mannes.

Die Berliner Strafkammer verurteilte den erst 24jährigen jungen Kaufmann Wegener wegen Unterschlagung von 3 085 600 Mark und Urkundenfälschung zu drei Jahren Gefängnis. Wegener war schon mit zwanzig Jahren in dem Bankhause Friedländer u. Pollak Giro-Verwalter und kam damit auf den Weg zu eigenen Börsen-Spekulationen. Die nötigen Gelder nahm er aus dem Tresor der Bank oder fälschte Scheds. So kam es, daß er einmal mit einer Summe von 5 Millionen Mark an Börsen-Aufträgen beteiligt war. Die Sache blieb infolge des Vertrauens, das Wegener bei seinen Prinzipalen genoß, lange Zeit unentdeckt; erst als ein neuer Beamter in das Geschäft eintrat, kam sie an das Tageslicht. Wegener floh, stellte sich aber bald. Neben seinen Börsenmanipulationen führte Wegener auch ein recht lockeres Leben und hatte zahlreiche Damen-Bekanntschaften. Einem flotten blonden Mädel schenkte er ohne weiteres ein paar tausend Mark zur Einrichtung eines Wein-Lokals, und so ging der Krug so lange zum Brunnen, bis er eben notwendigerweise brechen mußte.

Twee schwatte Fründe.

In Waschington wor Festesjubel;
Berühmte Häuptlinge wor'n do;
Dat Volk et kam van allen Kanten,
Et strömen hen van färn un noh.
Dä „Isbär" un dä „olle Flinte",
Sä woren beide do tau Gast;
As Afgesandte öhres Stammes
Begrüßen man sä im Palast.
Et woren richt'ge olle Krieger
Un schwatt wie Pottloh, wie lackiert;
Kultur, dä wor öhr frömd geblewen,
Van öhr wor alles angestiert.
Nu wor do ok en Middagetten;
Sä moggten beide met heran,
Un beiden wees bi'm Präsidenten
Man öhre Ehrensitze an.
Erst woll et öhr so rech nich schmaken,
Doch bolle greppen sä flott tau.
Wenn sä sick nich te helpen wußten,
Dä Düwels woren dann so schlau
Un luren mächtig noh dä Annern
Un maken't grade dann wie dä;
Van jeder Schöttel wor genommen,
Un käner sag ok eenmol: Nee!
Dä „Isbär" harr all lang geögelt
Bull Sehnsucht noh dem Mosterspott;
Hä dacht: „Dä nämt sick all so wennig
Dat Tüg es dür un extra godd."
Op eenmol konn hä den erwischen,
Bö Freide glänzen sin Gesicht;
Dä Hälfte kam op sinen Teller,
Un flott geng hä an dat Gericht.
Bold leipen öm dä Ogen öwer;
Dä Tränen pickeln öm heraf.
„Och, leiwe Isbär", sag dä „Flinte",
„Wat geht Di hier dann trurig af?"
Doch woll sick dä nix merken loten,
Sag, trurig wör hä, richtig wohr,
Ein Vader wör im See vösoppen
Van Dage grad' vör twintig Johr.
Dat Unglück wör öm ingefallen
Un deshalb düse Hülerie.
Do grep ok „Flinte" noh dem Mostert,
Ganz eklig holl hä sick dobi.
Doch noh dem ersten groten Leppel
Vötrok ok dä dat schwatte Mul;
Hä woll't nich dauh'n, doch mog hä hülen,
Un schadenfroh un freidenvull
Freig „Isbär": „Seg, Du ollen Stengel,
Worüm trurst Du? — Du lachst doch süß!"
„Mi deiht et leid, dat met Din Vader,
Du Lump nich ok vösoppen büß!"

„Was ist Ihr Plan, Leslie?" fragte sie. „Wir müssen uns entscheiden, ehe es dunkel wird. Dann können wir den Burschen nicht mehr sehen, und er kann uns folgen, ohne daß wir es ahnen."

„Ich habe eine schöne Pille, die für vierundzwanzig Stunden sehr beruhigend auf seine Verfolgungsgelüste wirken würde", erwiderte der Lange. „Aber ich fürchte, er nimmt sie nicht ein."

Nun war die Reihe zu lachen an Fermor. Schließlich aber meinte Berthe:

„So kommen wir nicht weiter. — Nein, ich habe einen Gedanken. Der Mann ist zwar ganz geschickt und jedenfalls imstande, einem Menschen zu folgen. Ich bin jedoch der Meinung, daß niemand drei Menschen im Auge behalten kann, die nach verschiedenen Richtungen gehen. Wir müssen es so einrichten, daß die zwei, die nicht verfolgt werden, mit Randow zusammentreffen."

„Ohne Zweifel werden Sie ihn auf den Fersen haben", sagte Leslie Boules.

„Woher wissen Sie das so sicher?" fragte Berthe zurück. Es schien ihr garnicht angenehm.

„Weil Bernardi ihm ganz gewiß eingeschärft hat, besonders auf Sie zu achten. Außerdem kennt der alte Herr, der uns so aufmerksam behandelt, Sie besser als uns, und wenn er die Wahl hat, wem von uns er folgen soll, wird er jedenfalls Sie begleiten."

Berthe mußte zugeben, daß das in der Tat viel Wahrscheinliches hatte.

„Wir müssen uns jedoch für alle Fälle vorsehen. Kommt, meine Freunde, ich werde Euch meinen Plan auseinandersetzen."

Sie teilte ihnen nun ausführlich mit, wie sie zu handeln hatten. John Fermor sollte das Haus als erster verlassen und nach dem Bahnhofe gehen. Dort hatte er sich in das Wartezimmer zu setzen oder in der Halle auf und ab zu gehen. Eine halbe Stunde später sollte Boules gehen, sich nach einer beliebigen Richtung wenden und schließlich nach einem größeren Umweg ebenfalls den Bahnhof aufsuchen. Wenn sie beide mit Bestimmtheit wußten, daß ihnen der alte Mann nicht gefolgt war, sollten sie nach Littleham fahren, das nicht weit von den Klippen bei West Down Beacon entfernt war, und von dort nach dem Rendez-vous-Platz gehen. Im anderen Falle, wenn sie verfolgt würden, sollten sie nach Exeter fahren und damit den Alten irreführen.

„Aber in diesem Falle geht ja Randow frei aus — das heißt, ich glaube ja, er wird überhaupt nicht an den verabredeten Ort kommen", sagte Fermor.

„Sie vergessen mich", erwiderte Berthe und lächelte grausam. „Während Ihr zwei den Alten in Exeter unterhaltet, werde ich Randow allein treffen. Ich bin nicht furchtsam. Und außerdem — was soll mir denn passieren? Wenn er hinkommt, kommt er auch seinem Versprechen gemäß unbewaffnet, und ich werde ihn ohne alle Schwierigkeiten erschießen können. Die Gefahr dabei ist sehr gering. In der elenden Gegend dort unten, wohin sich selten jemand verirrt, wird der Körper wahrscheinlich erst nach Tagen gefunden werden. Bis dahin bin ich längst in Sicherheit. — Wir werden uns möglicherweise in England, vielleicht auch erst in Amerika dann wieder treffen, meine Freunde."

Ihre letzten Eröffnungen wurden von den beiden verschieden aufgenommen. Boules' Gesicht drückte ein wenig Unbehagen aus. Diesem Manne, der ohne weiteres einen anderen aus dem Wege räumte, wenn es in seinem Interesse lag, schien es doch eine peinliche Vorstellung, daß ein weibliches Wesen, das er verehrte, jemanden erschießen sollte. Fermor jedoch lachte nur brutal auf und schien Berthe Ravenaud in diesem Augenblick mehr denn je zu bewundern.

Zwei Punkte galt es noch völlig festzulegen. Der erste war, wo man sich treffen sollte, wenn die Aufgabe, die sie nach Europa geführt hatte, gelöst sei. Sie kamen überein, daß Boules und Fermor, als die meist Bedrohten, sich dann sofort nach Southampton begeben und von dort nach Amerika einschiffen sollten. Berthe Ravenaud würde ihnen nachfolgen, sobald die beiden in Sicherheit wären.

Das zweite war, wie sie sich verhalten sollten, wenn Randow sein Versprechen nicht erfüllte. Sie beschlossen, alsdann in England zu bleiben und den Freiherrn so lange zu verfolgen, bis er ihrer Rache erlegen sei. Sie mußten dann allerdings doppelt auf der Hut sein, da sie sich jetzt in viel größerer Gefahr befanden, als früher. Es gab bereits zu viele Zeugen gegen sie, und wenn die Gegner auch keinen Beweis hatten, so konnten ihnen doch durch die Höllenmaschine ernstliche Ungelegenheiten erwachsen.

„Ich wünschte, das Ding ginge doch auf hoher See los," brummte Fermor. „Für uns wäre es am besten so."

„Gehen Sie jetzt, Fermor, und das Glück sei mit Ihnen," sagte Berthe.

Sie und Boules standen am Fenster, als Fermor [illegible] dem Hause trat. Sie sahen ihn die Straße hinuntergehen; auf dem halben Wege traf er Kulicke. Der alte Mann beherrschte sich vollkommen. Keine Bewegung, kein Blick verriet, daß er den andern erkannt habe. Er ging ganz ruhig an dem Amerikaner vorüber und blickte einmal kurz an dem Hause empor, wie er es jedesmal im Vorbeigehen getan hatte. Gleich darauf bog der Amerikaner in eine Nebenstraße ein und verschwand.

Nach einer halben Stunde verließ auch Boules das Haus. Die Szene von vorhin wiederholte sich in allen Einzelheiten. Kulicke schenkte dem Langen nicht mehr Aufmerksamkeit als seinem Gefährten und setzte seinen Weg gleichmäßig fort. Berthe wartete noch, bis sich Leslie genügend weit entfernt hatte, dann bereitete sie sich für ihren eigenen Aufbruch vor.

„Ich bin froh, daß er sie hat gehen lassen," murmelte sie vor sich hin, während sie einen kleinen Handkoffer packte; sie konnte ja nicht wissen, ob sie noch einmal hierher zurückkehrte. „Es ist eine Arbeit, die besser von Männern gemacht wird."

Sie packte auch das, was nicht in die kleine Tasche ging, für eine schnelle Abreise zusammen. Die Zimmer waren auf eine Woche vorausbezahlt, sie brauchte also nicht noch einmal mit Mrs. Clapham in Verbindung zu treten.

Einen dichten schwarzen Schleier vor dem Gesicht trat sie auf die Straße hinaus. Ein schneller Blick zeigte ihr, daß Kulicke nach rechts ging und sie nicht gesehen haben konnte. Sie wandte sich nach links; als sie jedoch nach kaum zwanzig Schritten über die Schulter zurückblickte, gewahrte sie den Alten bereits hinter sich.

„Er muß auch im Rücken Augen haben," dachte sie. „Nun, ich will ihm zu einem angenehmen kleinen Spaziergang verhelfen."

Und dann mußte ihr ein sehr vergnüglicher Gedanke gekommen sein, denn sie lachte einmal leise auf.

„Das wird das rechte sein," flüsterte sie vor sich hin. „Er wird sich nicht wenig wundern."

Sie bog in die Hauptstraße von Exmouth ein und fühlte mehr, als sie sah, daß der Verfolger noch immer hinter ihr war. Etwa hundert Schritte weit ging sie ruhig fort; dann machte sie plötzlich Halt.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ist es Zeit,

Früchte einzumachen. Um sie vor dem Verderben zu schützen, verwende man zum Einmachen echt



Dr. **Oetker's**
Salicyl.

Rezepte gratis von
Dr. **A. Oetker, Bielefeld.**

---

4 %

Zinsen vergütet die

Amtssparkasse Herbede (Ruhr)

für Einlagen in jeder Höhe und werden solche auch durch die Post angenommen.

Einlagen, welche in den 3 ersten Tagen des Monats eingehen, werden für den vollen Monat verzinst.

Gegen geringe Monatsraten von

2 Mark

an, liefern wir

Zithern aller Art., Saiten-Instrumente, **Violinen**, Mandolinen, Gitarren, **Musikwerke**, selbstspielende, sowie Dreh-Instrumente mit Metallnoten. Automaten, **Harmonikas**, **Grammophone**, garantiert echt, mit Hartgummiplatten. **Phonographen** mit erstklassigen Hartgußwalzen. Ferner **photographische Apparate**, Operngläser, Feldstecher, **Jagdgewehre**, künstlerisch gerahmte Bilder, Bücher ꝛc.



Man fordere unseren illustrierten Katalog gratis und frei.

Postkarte genügt. **Bial & Freund in Breslau II.**

Sie erhalten Rat

zur Beseitigung Ihres Leidens durch diät. Wasser, Kräuter, Moorbäder, Schwitzbäder, Heilpflanzen u. s. w. Sie werden nach erfolgreicher Methode behandelt mit vollkommenster Oscillationsmassage, Lebens- u. Elektromagnetismus, **ohne Entkleiden.** Behandelt werden fast alle **inneren wie äusseren Frauenleiden, Männer- und Kinderkrankheiten.**

R. Korpjun, Naturheilkundiger und Masseur.
Dortmund, Brüderweg 20, Ecke Mönchengang.

Geübte Weberinnen

finden lohnende Beschäftigung.
Lehrmädchen erhalten **Vergütung.**
Linkenbach & Holzhauser,
Hattingen, Bruchstraße 78.

Es genügt nicht,

wenn Sie beim Einkauf nur „Malzkaffee" verlangen. Sie müssen stets ausdrücklich „Kathreiners Malzkaffee" fordern und genau darauf achten, daß Sie auch echten „Kathreiner" im geschlossenen Paket in der bekannten Ausstattung mit Bild und Namen des Pfarrers Kneipp und der Firma „Kathreiners Malzkaffee-Fabriken" erhalten. Nur dann sind Sie sicher, einen Malzkaffee zu bekommen, der als gesundes, billiges und wohlschmeckendes Familiengetränk unübertroffen ist.

Tüchtige
Erd- u. Felsarbeiter

gesucht bei 42 Pfg. Stundenlohn und höher.
Krankenhausneubau Schönebeck,
Barmen, Honigstraße 3.

Fleißiges, properes
Mädchen

von 17—18 Jahren für ganze Tage gesucht.
Frau **Gust. Kuhlmann,**
Linden, Königstr. 93.

Junges Mädchen

sucht Stellung in bürgerlichem Haushalt für leichte Hausarbeit. Näheres
Dahlhausen, Keilstraße 32a.

Ein tüchtiges
Dienstmädchen

gegen hohen Lohn gesucht.
Frau **Ernst Dahl,**
Villa bella riva.

Hühner gibt noch billig ab **H. Führer,** Grünstr

Ordentlicher
Bäckergehülfe und Lehrling

sofort gesucht.
Rich. Stöter-Tillmann
Sprockhövel.

Per sofort oder später ein
Lehrmädchen

unter günstigen Bedingungen gesucht.
Kaufhaus für Kolonialwaren u. Delikatessen.
Große Weilstraße 7

Wegen Krankheit des jetzigen suche möglichst bald ein tücht.
Dienstmädchen.

Frau Professor Dr. Ärnst,
Langenberg (Rhld.),
Hauptstr. 94.

Lehrmädchen

für mein Kolonial-, Manufaktur und Kurzwaren-Geschäft zum 1. Nov. d. J. gesucht.
Fritz Tovenrath.
Weitmar.

Für Unternehmer, Ziegeleien etc.

Infolge Aufgabe meines Tiefbaugeschäftes habe ich zur **sofortigen Lieferung** auch in Teilquantitäten, ab Baustelle abzugeben: **ca. 2 km Feldbahngleis. 65er und 70er Profil, 45 Stück Kipplowries, eine Anzahl Weichen und Drehscheiben.** Anfragen erbitte unter **K. L. 7734** an Rudolf Mosse, Köln.

Flechten

näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füsse

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte
geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den meisten Apotheken.

Vertreter von leistungsfäh. Zigarren-Fabrik gesucht. **J. Stroof,** Aachen.



kaufen Sie **vorteilhaft** bei

Heinrich Hildebrand,
Volmarstein,

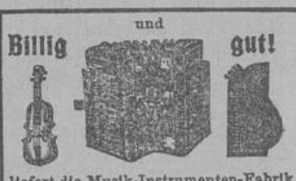
Verlangen Sie meinen Besuch!

MAGGI'S WÜRZE
mit dem Kreuzstern
ist einzig
und
altbewährt!

---

10 Pfund Colli frisch gesalz. Schweinestückenfleisch nur M. 3.30, 25 Pf. M. 7.90 ab hier
9 Pfd. holst. Holländer Käse schnittig u. saftig Mk. 2.90, 35 Pfd. M. 10.50, vers. u. Nachn.
H. Krogmann, Nortorf 25.

Billig und gut!



liefert die Musik-Instrumenten-Fabrik
Wolf & Comp., Klingenthal i. Sa. Nr. 697
Zentr. d. Harmon.-Fabr. m. üb. 7000 Arb. geg. Nachnahme **Musik-Instrum.** aller Art. Prachtkatalog, 132 S. stark, bunte Illustrationen, ca. 300 Abbild. an jedermann umsonst. **Garantie:** Zurücknahme, Geld retour. Zahlreiche amtlich beglaubigte Anerkennungen.

Geld an jedermann, in jed. Höhe, eventl. ohne Bürgschaft. Ratenweise Rückzahlung Gesetzl. Zinsen.
Braunschweiger Verkehrs- und Lombardbank zu Braunschweig.
Römermann & Co.
Gerichtl. eingetragene Firma.
Tüchtige Vertreter gesucht

---

16 Meter
Damenstoff

oder 8 Mtr. Herrenstoffe erhält angefertigt, wer 4 Kilo alte Wollsachen, Stricklumpen etc. an die Wollweberei C. Schütz, Lardenbach 86 Oberhessen sendet. — Muster und Anfertigungspreise franko. — Vertreter gesucht

---

Rollmops und Salzheringe,

je eine Dose zusammen 1 Postkolli frei Haus u. Nachnahme von **drei Mark.**
Paul Schlicht,
Berlin-Rosenthal 2.

Rosfläuse
mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hahne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
Lehrfabrik

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak I Tabakspfeife umsonst** zu 9 Pfd. meinberühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **holl. Canaster** u. Pfeife Mk. **7.50** frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kos et franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Lichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

Eine hervorragende Bezugsquelle für
Herren- u. Knaben-Kleidung.

In unserer umfangreichen Abteilung Herren-Kleidung, welche den grössten Spezialgeschäften der Branche ebenbürtig ist, finden Sie eine unübertroffen reiche Auswahl

Anzüge, Ueberzieher, Hosen

tadellos gearbeitet und von grosser Preiswürdigkeit. Jede Figur, auch ganz schlanke oder dicke Personen, findet bei uns tadellos passende Kleidung.

Grössere Vorteile wie wir, kann Ihnen niemand bieten.
Wollen Sie also vorteilhaft kaufen, so kaufen Sie bei uns!
Die Fahrt nach Essen vergüten wir angemessen.

A. Eick Söhne, Essen, Mühlenstr. 9–17.

Beilage zu Nr. 42.

Der Kampf um die Knappschaftsreform.

Die Verhandlungen der am 28. September vertagten Hauptversammlung des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum wurden am Samstag wieder aufgenommen.

Anwesend waren auf der Seite der Arbeitervertreter 325 Knappschaftsälteste. An den Beratungen nahmen wieder teil der Vertreter des Handelsministers Geheimrat Steinbrinck und vom Oberbergamt zu Dortmund Berghauptmann Liebrecht und Oberbergrat Kreisel. Zur Beschlußfassung lagen vor der neue sechste Entwurf der Satzungen mit den neuen Vorschlägen der Werksbesitzer und die durch diese Vorschläge noch nicht erledigten Anträge der Aeltesten. In der allgemeinen Besprechung nahmen zunächst eine Reihe der Aeltesten das Wort. Casse (unorganisiert) erklärte, daß es die Ansicht der Mehrheit der Aeltesten sei, die Werksbesitzer möchten noch etwas mehr Entgegenkommen zeigen nach der materiellen Seite und die Ungerechtigkeit beseitigen, daß die Invaliden in zwei Kassen zahlen müßten, aber nicht aus beiden Kassen die vollen Renten erhalten. Der Antrag der Aeltesten gehe dahin, auch den jetzigen Invaliden neben der Reichsrente die volle Invalidenrente zu gewähren. Dieser Antrag wird auch von den folgenden Rednern der Aeltesten gestellt. Der Aelteste Nobis (alter Verband) betont ausdrücklich, daß es nicht die Absicht der Aeltesten sei, die Satzungen heute durch übermäßige Forderungen scheitern zu lassen, im Gegenteil, sie würden versuchen, es zu ermöglichen, daß unter möglichst geringen finanziellen Schwierigkeiten den Wünschen der Arbeiter Rechnung getragen werden könne. Nobis stellte den Antrag, das Krankengeld auf 2/3 des durchschnittlichen Tagelohnes festzusetzen; bisher hatten die Aeltesten 3/4 beantragt, der Entwurf der Satzungen schlägt 60 Prozent vor. Nobis beantragt weiter, für den Fall, daß das Kindergeld für die lebenden Invaliden fortfallen sollte, bei der vorgeschlagenen Verteilung dieser Beträge auf die Invalidenrente die Invaliden mit 5 bis 22 Dienstjahren um 40 Mk. jährlich aufzubessern. Ein weiterer Antrag des alten Verbandes verlangt eine noch größere Beteiligung der Arbeitnehmer an der Verwaltung im Rückversicherungsverband, als sie im Vermittlungsvorschlag des Regierungsvertreters enthalten ist. Ein Antrag der polnischen Aeltesten will, daß die Satzungen in polnischer Sprache den polnischen Mitgliedern zugestellt werden sollen. Im großen und ganzen klang aus den Reden der Aeltesten heraus, daß sie wünschen, daß heute die neuen Satzungen zustande kommen möchten, wenn auch die Arbeitnehmer nicht alle ihre Forderungen erfüllt sähen.

Bergassessor Kleine erläuterte den Standpunkt der Werksbesitzer. Abgelehnt müßten werden von den heutigen Vorschlägen der Aeltesten der Antrag auf Erhöhung des Krankengeldes und auf Zahlung des Krankengeldes an Sonn- u. Feiertagen, der Antrag auf Erhöhung der Invalidenrente i. d. 1. Dienstaltersstufen, der Antrag d. alten Verbandes über die Beteiligung der Aeltesten an d. Verwaltung d. Rückversicherungsverbandes und der Antrag auf Drucklegung der Satzungen in polnischer Sprache. Bezüglich der rückwirkenden Kraft bei der vollen Zahlung sowohl der Reichsrente wie der Berginvalidenrente erklärte Herr Kleine, daß im Laufe der Verhandlungen der letzten Tage viele Bedenken bei den Werksbesitzern gefallen seien, es seien aber noch so viele Bedenken vorhanden, daß die Werksbesitzer nicht bereit seien, diesem Antrag zuzustimmen. Bergassessor Kleine erklärte zum Schluß, wenn die Aeltesten ihre heute eingebrachten Anträge fallen ließen und soweit kämen, über den Entwurf der Satzungen abzustimmen, so seien die Werksbesitzer bereit, während die Aeltesten abstimmten, sich nochmals zu einer Beratung über den Antrag auf rückwirkende Kraft für die bisherigen Invaliden zurückzuziehen.

Der Vertreter des Handelsministers stellte jetzt formell seinen gestern in der Vierzehnerkommission gemachten Vermittelungsvorschlag als Antrag mit einer kleinen Aenderung bezüglich des Rückversicherungsverbandes. Geheimrat Steinbrinck wandte sich mit ernst mahnenden und zugleich wohlwollenden Worten an beide Parteien, sie würden nur zusammenkommen, wenn beide Teile nachgäben, wenn die Aeltesten ihre Wünsche beschränkten auf das Erreichbare; mehr als er jetzt vorschlage, sei nicht zu erreichen. Die Werksbesitzer hätten ja schon jetzt sehr großes Entgegenkommen gezeigt, sie sollten auch jetzt entgegenkommen und die Annahme der Satzungen ermöglichen durch Annahme dieses Vermittlungsvorschlages.

Auf den Antrag des Aeltesten Nobis wurde zu einer kurzen Besprechung eine Pause von einer Viertelstunde gemacht. Nach Wiederaufnahme der Beratungen gab der Aelteste Nobis die Erklärung ab, daß alle Arbeiterorganisationen sich dahin geeinigt hätten, wenn auch mit schwerem Herzen, dem Vermittlungsvorschlag des Geheimrats Steinbrinck zuzustimmen, aber nur unter der Bedingung, daß noch der Zusatz hinzugefügt werde, daß anstelle der entfallenen Kindergelder die Invalidenrente für die Dienstaltersstufen von 5 bis 22 Jahren um 40 Mk. jährlich aufgebessert würde. Nur unter dieser Bedingung würden die organisierten Aeltesten die neuen Satzungen annehmen. Dieser durch den Zusatzantrag Nobis erweiterte Vermittlungsvorschlag des Geheimrats Steinbrinck kam zuerst zur Abstimmung.

Die Abstimmung

war auf Antrag der Aeltesten namentlich. Ein weiterer Antrag aus den Reihen der Aeltesten wollte, daß die Werksbesitzer zuerst abstimmten, während bisher immer die Aeltesten zuerst ihre Stimmen abgaben. Bei der Abstimmung erhob sich für den erweiterten Vermittlungsvorschlag keiner der Werksbesitzer; sie haben ihn also einstimmig abgelehnt. Da nach den Satzungen ein Antrag gefallen ist, wenn eine Seite dagegen stimmt, so wurde eine Abstimmung der Aeltesten nicht mehr nötig.

Mit dieser Abstimmung war der Tag entschieden. Die Werksbesitzer hatten wiederholt erklärt, nur bis zu den bestimmten Grenzen gehen zu können, und jetzt hatten die Organisationen den Vermittlungsvorschlag des Regierungsvertreters, gegen den die Werksbesitzer an sich schon schwere Bedenken geäußert hatten, noch mit einer weitgehenden neuen Forderung belastet. Durch ihre einstimmige Ablehnung hatten die Werksbesitzer kundgetan, daß sie entschlossen seien, da nicht mitzugehen. Als jetzt der Vermittlungsvorschlag des Geheimrats Steinbrinck an sich (ohne den Zusatz) zur Abstimmung kam, konnte man voraussehen, daß die organisierten Aeltesten jetzt ihrerseits den Vermittlungsvorschlag des Regierungsvertreters ablehnen würden. Die namentliche Abstimmung der Aeltesten brachte 300 Nein, nur 25 Ja und eine Stimmenthaltung. Der Vorsitzende stellte fest: „Der Vermittlungsantrag Steinbrinck ist abgelehnt; weitere Anträge liegen nicht vor. Da niemand mehr das Wort verlangt, schließe ich die Generalversammlung."

Der Mitarbeiter der Köln. Ztg. bemerkt zu der Abstimmung: Der Entwurf der neuen Satzungen des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum ist abgelehnt. Ein mit unsäglicher Mühe und Arbeit geschaffenes Werk, das am Samstag seine Weihe erhalten sollte, ist in Trümmer geschlagen worden. Die scharfe Tonart im sozialdemokratischen alten Verband hat gesiegt, ihr hat sich die gemäßigte Richtung im eigenen Lager und auch die anderen Bergarbeiterorganisationen, voran der christliche Gewerkverein, unterworfen. Die vermittelnde Hand der Regierung ist zurückgestoßen worden und die Arbeitgeber in der Bergwerkindustrie im Ruhrrevier, die jetzt zum erstenmal mit den Organisationen verhandelt, und ein sehr großes Entgegenkommen gezeigt haben, werden es sich zwei- oder dreimal überlegen, noch einmal in solch langwierige Verhandlungen einzutreten, durch so große Konzessionen neue Lasten zu schaffen und sich dann in letzter Stunde noch eine weitere Konzession abpressen zu lassen. Ueber die Folgen der heutigen Entscheidung läßt sich heute noch nichts sagen; machen die Organisationen ihre seit Monaten geäußerte Drohung wahr, dann müssen sie einen Ausstand beginnen. Bei unserer wirtschaftlichen Lage einerseits und den hohen Löhnen, anderseits werden die Bergarbeiterverbände wohl nicht den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Noch ein anderes wurde für den Fall der Ablehnung der Satzungen in Aussicht gestellt: Das von dem Oberbergamt am 1. Januar 1908 dem Knappschaftsverein zu oktroyierende Statut in seinen Bestimmungen wirken zu lassen, die kranken Bergleute, die Invaliden und die Witwen durch die geringen Leistungen der Knappschaftskassen erbittert zu machen, dadurch die allgemeine Unzufriedenheit zum Siedepunkt zu bringen. Der alte sozialdemokratische Bergarbeiterverband hat heute ein großes Friedenswerk zerstört und damit den antisozialen und antinationalen Charakter der deutschen Sozialdemokratie aufs neue bewiesen.

Vor 150 Jahren.

Im Spätsommer 1757 setzten sich Franzosen und Reichsvölker, etwa 64 000 Mann stark, unter Befehl des Prinzen Soubise und des Prinzen von Hildburghausen in Thüringen fest und bedrohten das Kurfürstentum Sachsen, die Kornkammer und Geldquelle König Friedrich des Großen. Dieser, von den siegreichen Oesterreichern hart bedrängt, konnte den von Westen herandrängenden Feinden zunächst nur kleine Abteilungen unter Feldmarschall Keith und Generalmajor von Seidlitz entgegenstellen. Letzterer drang mit 1200 Mann Kürassieren und Dragonern bis in die Nähe von Gotha vor. Als Soubise dies erfuhr, raffte er rasch 12 000 Mann, Fußtruppen der Reichsarmee, Panduren und Kroaten unter Laudon, französische und pfälzische Reiterei, mit 10 Kanonen zusammen und besetzte Gotha. Der dort wohnende Herzog, der es mit Friedrich hielt und seine Truppen zu dem preußischen Heere hatte stoßen lassen, mußte für die feindlichen Offiziere auf dem Schlosse ein glänzendes Mahl bereiten lassen. Eben hatten sich Soubise und seine französischen, österreichischen und reichsländischen Unterbefehlshaber an der reichbesetzten Tafel niedergelassen, da entstand in den Straßen ein wildes Getümmel. Seidlitz war vor der Stadt erschienen, hatte seine 10 Schwadronen in breiter Front, so daß sie den Gegnern als ein großes Heer erschienen, aufgestellt und fegte wie der Sturmwind die Vorhut der Streitmacht Soubises vor sich her. Die Flüchtigen eilten nach Gotha, wo ihre Flucht sofort die Hauptmacht des französisch-deutschen Korps ansteckte. Alles rannte und ritt in wilder Flucht dem Thüringer Walde zu. Die Offiziere, Soubise voran, sprangen durch Fenster und Türen des Speisesaales in den Schloßhof, stürzten sich auf die Pferde und eilten ihren fliehenden Soldaten nach. Seidlitz Reiter nahmen 3 Offiziere und 150 Mann, außerdem aber eine große Menge Köche, Diener, Friseurs, leichtfertige Dämchen und sonstigen Troß des feindlichen Heeres gefangen. Reiche Beute, darunter wenig feld- und kriegsmäßige Gegenstände: Schlafröcke, Perücken, Pudermäntel, Pomaden, Haaröle und dergleichen, fielen ihnen in die Hände. Seidlitz und seine Offiziere nahmen, freundlich vom Herzog begrüßt, im Speisesaale Platz und ließen sich trefflich die für die Feinde bereiteten Speisen schmecken, wobei natürlich auch wacker gezecht ward. Die Mannschaften verzehrten mit gleicher Eßlust die für die Franzosen, Oesterreicher und Reichsvölker in den Bürgerhäusern bereitgestellten Gerichte. Am anderen Tage sandte Seidlitz die gefangenen Nichtsoldaten dem Feinde nach. Er drang darauf vor bis Eisenach, wo er die Franzosen längere Zeit im Schach hielt, bis er im Oktober zu Friedrichs Heer, das sich bei Leipzig sammelte, zurückberufen wurde.

Um dieselbe Zeit, da Seidlitz seinen lustigen Sieg bei Gotha, das drollige Vorspiel der Schlacht bei Roßbach, gewann, gelang den Oesterreichern ein kecker Handstreich auf Berlin. Mit 4000 Husaren und Kroaten hatte sich der unternehmende General Haddik, der es später bis zum Feldmarschall brachte, durch die Lausitz bis zur preußischen Hauptstadt durchgeschlichen. Diese, nur durch eine mittelalterliche Mauer und durch Gräben mit Pfahlwerk geschützt, war von einigen Bataillonen schlecht bewaffneter und ungeübter Landmiliz besetzt. Der Befehlshaber, der greise Herr von Rochow, wagte keinen Widerstand. Er nahm auch nicht das Angebot der Berliner Zünfte und Schützengilden, die sich aus den Vorräten des Zeughauses bewaffnen und die Stadt verteidigen wollten, an, schloß vielmehr mit Haddik einen Uebergabevertrag ab. Die Landmiliz, 2000 Mann stark, zog nach Spandau ab, wohin sich schon vorher die königliche Familie begeben hatte. Auch die Bestände der Staatskassen waren rechtzeitig in diese Festung gebracht worden. Haddik, der erfahren hatte, daß der Prinz Moritz von Anhalt und der König selbst mit starken Truppenteilen zur Rettung der Hauptstadt heraneilten, hielt in Berlin gute Manneszucht. Er wollte möglichst viel Geld mitnehmen und forderte daher eine Summe von 600 000 Talern. Als sich aber die Zahlung verzögerte, war er mit 200 000 Talern zufrieden. Ihm selbst mußten 12 000, seinem Adjutanten Oberst von Ried 3000 Taler noch besonders bezahlt werden. Außerdem ließen sich beide noch allerhand Gold- und Silbersachen schenken. Schließlich verlangte der General noch zwei Dutzend Paar Damenhandschuhe als Geschenk für die Kaiserin-Königin Maria Theresia und als er sie erhielt, mußte noch auf jeden Handschuh das Berliner Stadtwappen gestempelt werden. Jetzt marschierte Haddik in größter Eile ab. Wenige Stunden später erschienen 3000 preußische Reiter in Berlin, denen am folgenden Tage Prinz Moritz mit seinem ganzen Korps folgte. Die feindliche Streifschar entging durch rasche Märsche, bei denen Waldwege und durch Sümpfe führende Dämme benutzt wurden, den von dem König herbeigeführten Truppen. Als Haddik bei der Hauptarmee des Generals Daun anlangte,

Ueberlistet.

Aus dem Tagebuch eines englischen Detektivs.

Eines Morgens war die sonst so stille Blomstreet der Stadt O. der Schauplatz einer großen Aufregung. Gruppen heftig gestikulierender und durcheinander redender Menschen standen vor einem freundlichen Häuschen derselben und verhandelten über ein darin vorgefallenes schreckliches Ereignis. Die alte Mrs. Stelford, welche das Häuschen allein mit einer jugendlichen Dienerin bewohnt hatte, war am selbigen Morgen tot aufgefunden worden. Die Dienerin war verschwunden. Es war den Nachbarn aufgefallen, daß die Fensterladen des Häuschens während des ganzen vergangenen Tages geschlossen blieben; man hatte auch niemand hinein- oder herausgehen sehen, und deshalb am nächsten Morgen die Polizei herbeigeholt. Diese ließ die Haustür durch einen Schlosser öffnen und entdeckte nun den oben erwähnten Tatbestand. Der schleunigst gerufene Leichenbeschauer stellte zugleich fest, daß Mrs. Stelford an Gift gestorben. Es konnte insofern dieses Umstandes und des erbrochenen Schrankes, worin die alte Dame erwiesenermaßen das Vermögen in Geld und Wertsachen aufbewahrt hatte, kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß ein Raubmord stattgefunden, und die unsichtbar gewordene Dienerin das Verbrechen begangen. Es galt also jetzt zu ermitteln, wo sich dieselbe befand, und sich dann ihrer Person zu bemächtigen.

Man übertrug mir diese Aufgabe, und ich suchte nun vor allem zu erkunden, welcher Art das Aeußere der mutmaßlichen Täterin war und weitere Fingerzeige zu sammeln, die mich auf ihre Spur bringen konnten.

Ich trat demnach zu einer Gruppe der vor der Wohnung der unglücklichen Mrs. Stelford auf und ab wogenden Menge, gab mich für einen Zeitungsberichterstatter aus und fragte, ob mir jemand vielleicht Näheres über den Fall mitteilen könne. Zufälligerweise war ich an die richtigen Leute, Nachbarn, geraten, die mir bereitwilligst Rede standen. Ich erfuhr unter anderem, daß die Dienerin, welche sich Ellen genannt, etwa ein Vierteljahr im Hause des Mrs. Stelford geweilt hatte, und ein bildschönes Mädchen mit feinen, blassen Zügen und blauen Augen war. Irgend etwas Auffallendes an ihrer Person oder in ihrem Wesen wußte keiner der Leute anzugeben, höchstens, daß sie beim Sprechen ein wenig gelispelt habe.

Ich dankte für die Auskunft, schritt durch den Vorgarten des Häuschens, klopfte an die Tür und erhielt zur Verwunderung der Umstehenden sofort Zutritt.

Drinnen war man eben mit der Aufnahme und Versiegelung des Nachlasses beschäftigt, Bücher, aus denen das Vermögen der Verstorbenen erhellte, hatten sich nicht vorgefunden; es fehlte also jeder Aufschluß über den Umfang und Wert des Geraubten. Ein Brecheisen, welches dem Täter oder der Täterin zum Oeffnen des Schrankes gedient, war am Tatorte zurückgeblieben, es zeigte Spuren starken Gebrauchs. War jene Ellen die Schuldige, so mußte sie Mithelfer besessen haben, denn nur durch solche konnte sie ein derartiges Instrument erhalten haben, und jedenfalls auch das Gift: Strychnin, wie der Arzt ermittelt hatte.

Ich stieg die Treppe nach dem Dachzimmer, worin das Mädchen geschlafen hatte, hinauf. An einem Haken hingen noch einige abgenutzte Kleidungsstücke. Ich suchte in den Taschen nach etwas Schriftlichem oder sonst einem Wegweiser auf die Spur der Betreffenden, förderte aber nichts dergleichen zu Tage. Auch auf dem städtischen Meldeamte forschte ich vergebens; ebenso wenig vermochten die Beamten an den Schaltern der Bahnhöfe etwas über die Richtung anzugeben, welche die Entfohene genommen hatte. Ich verfiel daher auf einen besonderen Plan. Konnte die Betreffende nicht schon mit den Gefängnissen Bekanntschaft gemacht haben? In dem Falle mußte man aber dort auch die Akten über ihr Vorleben, welche vielleicht die erforderlichen Aufschlüsse gewährten, besitzen. Demgemäß wandte sich die Behörde auf meine Veranlassung unter Mitteilung des Signalements und der lispelnden Sprechweise Ellen Bakers (letzteren Zunamen hatte dieselbe auf dem städtischen Meldeamte angegeben) an die Verwaltungen sämtlicher Frauenzuchthäuser Englands und ersuchte, falls hier oder dort eine derartige Person in Gewahrsam gewesen sei, sofort darüber zu berichten.

Nach Verlauf einer Woche kam von R. der Bescheid, daß daselbst eine gewisse Lucy Dalton, auf die das angegebene Signalement, namentlich aber das besondere Kennzeichen durchaus passe, eine dreijährige Haftstrafe wegen Diebstahls hatte verbüßen sollen, aber nach Verlauf eines halben Jahres auf unerklärliche Weise entwischt und noch nicht wieder aufgefunden worden sei.

Ich reiste unverzüglich nach R. und setzte mich mit den dortigen Behörden in Verbindung. Aus den Akten jener Lucy Dalton erhellte, daß sie in R. als das Kind armer, jedoch achtbarer Leute geboren, leider aber bald auf Abwege geraten und wegen mehrfacher Verbrechen gegen das Eigentum, welche sie an verschiedenen Stellen als Hausmädchen begangen, erst zu kleineren, dann zu größeren Gefängnisstrafen verurteilt worden sei. Nachdem ihre Eltern aus Gram über ihr Treiben gestorben, war jener Diebstahl unter erschwerenden Umständen erfolgt, wegen dessen sie drei Jahre im Gefängnis hatte verbringen sollen. Die Tat besaß große Aehnlichkeit mit jener in O. begangenen. Es war ebenfalls eine alte, allein-

sandte er sofort die 24 Paar Berliner Handschuhe nach Wien. Sie verursachten aber der Kaiserin-Königin wenig Freude, denn als man sie genauer besah, fand man, daß die Berliner einen ihrer bekannten Witze ausgeübt hatten — sämtliche Handschuhe waren für die linke Hand gearbeitet! Noch einmal, anfangs Oktober 1760, ist Berlin während des siebenjährigen Krieges von den Feinden, diesmal von Russen und Oesterreichern, besetzt worden. Auch dieser Besuch war nur kurz, verursachte aber weit größeren Schaden, als Haddiks Ueberfall.

Aus dem Leben Ressels.

Josef Ressel, der Erfinder der Schiffsschraube (geb. am 29. Juni 1793 zu Chrudim in Böhmen) starb am 10. Oktober 1857 in Laibach auf einer Dienstreise, die er als österreichischer Marinesubintendant unternommen hatte. Anläßlich seines 50. Todestages bringen wir folgende Züge aus seinem Leben: Ressel war nicht einer von den sentimentalen Erfindern, die sich weinerlich über ihr Mißgeschick beklagen. Er war im Gegenteile immer heiter und hoffnungsfroh, von einer festen Zuversicht, daß seine Sache durchdringen müsse. Eitel war er auf seine Erfindung nie, ebensowenig wie auf sein Aeußeres. Ja, er vernachlässigte sogar seinen gewöhnlichen Anzug, besaß nicht einmal, was in den fünfziger Jahren doch fast unerläßlich war, einen Zylinderhut, sondern trug meistens eine Mütze. Wenn er sich zuweilen dem Marine-Oberkommandanten Erzherzog Ferdinand Max, der viel auf ihn hielt, vorstellen mußte, lieh er sich einen Hut von einem Bekannten. So einmal einen von dem Marine-Ingenieur Fornel, einem Schweden in österreichischen Diensten, der einen viel größeren Kopf hatte, als Ressel. Mit diesem Hut in der Hand ging er zum Erzherzog, der Ressels Hutkalamitäten schon kannte. Der Erzherzog fragte ihn, wem denn diesmal der Hut gehöre? Ressel sagte: „Dem Ingenieur Fornel.“ Darauf meinte der Erzherzog, der ungeheuere Hut sei ihm ja viel zu weit. Aber Ressel erwiderte, im Hause brauche man ihn doch nicht aufzusetzen. Dies fand der Erzherzog richtig, und er sagte, er wolle ihm einen schönen Hut zum Geschenk machen. In den Wäldern, in die Ressel oft reisen mußte, um für den Schiffsbau passendes Holz auszusuchen, hat er manches Abenteuer mit Menschen und Tieren bestanden. Ein recht artiges wird aus seiner Jugend erzählt, als er die Forstakademie in Mariabrunn verlassen hatte und als Distriktsförster von Platerjach in Krain angestellt war. Auf einem Ritte wurde er dort eines Abends von drei Räubern angefallen und seiner Uhr und Barschaft beraubt. Sie wollten ihm auch das Pferd wegnehmen, aber er sagte, sie sollten dies nicht tun; denn das Pferd sei meilenweit in der Runde bekannt und könnte leicht zu ihrer Entdeckung führen. Das sahen die Räuber ein und sie ließen ihm das Pferd. Einige Zeit danach hörte er abends an die Tür seiner Wohnung pochen. Er sah hinaus und erblickte dieselben Räuber, die ihm sagten, sie hätten erfahren, daß er der im ganzen Revier beliebte Förster sei, und brächten ihm das Seinige zurück, worauf sie ihm Uhr und Geld einhändigten. Später hatte er Gelegenheit, diesen Räubern seinen Dank für ihre Artigkeit zurückzuerstatten. Er erkannte sie unter Soldaten, die ihm bei der Handhabung der Meßapparate behilflich waren, die er bei der Landesvermessung der Grenze benötigte. Im ersten Augenblick waren sie sehr bestürzt, sie beruhigten sich aber, als Ressel sich stellte, als ob er sie nie in seinem Leben gesehen hätte.

Allerlei.

Auf eigenartige Weise erwürgt. In Wassengrub bei Asch ereignete sich ein eigenartiger Unglücksfall, dem ein junges Menschenleben zum Opfer fiel. Beim Heueinfahren kippte der Wagen um und begrub den Sohn des Wirtschaftsbesitzers Wunderlich unter dem Heu. Die Entfernung des Heues dauerte nur wenige Minuten, trotzdem wurde der Knabe als Leiche geborgen. Er lag auf dem Rücken und der Stiel der Heugabel lag quer über seinem Halse, sodaß der Aermste auf diese seltsame Art erwürgt worden ist.

Lebendig verbrannt. In Wehebitz bei Karlsbad hatten mehrere Kinder einen Haufen dürres Kartoffelkraut angezündet. Vor einem hinzukommenden Mann ergriffen die Kinder die Flucht. Das 5jährigen Töchterchen des Arbeiters Seltner blieb an einer Wurzel hängen und fiel ins Feuer. Das arme Kind blieb in den Flammen liegen. Von dem Manne wurde es mit furchtbaren Brandwunden aus dem Feuer gezogen. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Gattentotschlag. In Golzow erschlug die Eigentümersehefrau Sasse ihrem dem Trunke ergebenen Ehemann nach voraufgegangenem Wortwechsel mit einem Brette.

Streit um Garibaldis Wohnstätte. Um die Insel Caprera, Garibaldis einstigen Wohnsitz, der durch Gesetz zur nationalen Erinnerungsstätte erklärt worden ist, ist ein Streit entstanden, der gerichtlich entschieden werden wird. Die Witwe des Nationalhelden hat sich geweigert, der Aufforderung, ihr Haus auf der Insel zu verlassen, zu gehorchen und will ihr Recht mit allen Kräften verteidigen.

rh. Der Pilznepper.

Humoreske von Alwin Römer.

(Nachdruck verboten.)

Der Vater vom Kräuter-Jakob, der Kräuter-Hubert, hatte es noch gut gehabt im Herbst zur Pilzreife. Denn zu seiner Zeit aßen die Leute im Dorf noch keine „Schwammerln“. Er konnte sie alle für sich allein abernten und schmauste mit Frau und Kind, wenn die Zeit kam, die schönen, leckeren Steinpilze, die um Hallerbruck herum an etlichen Stellen wuchsen, wie seine Nachbarn Kartoffeln schmausten. Auch war er klug genug, sich nicht damit dick zu tun. Es war ganz unnötig, daß die andern gleichfalls Geschmack an der schönen Gottesgabe bekamen. Wenn ihn einer fragte, wozu er das „arge Zeug“ sammle, so machte er ein geheimnisvolles Gesicht und orakelte etwas von Viehsalben und Heiltränken; denn er schaffte nicht nur Arnikablüten und Farnwurzeln zum Apotheker in die Stadt, er kurierte auch kranke Schafe, zweibeinige nicht ausgeschlossen. Oft genug geschah es, daß von seiner Weisheit überzeugte Dörfler ihm die Schwammerln sogar ins Haus brachten, die sie beim Holzlesen im Walde gefunden hatten. Und wenn er die natürlich dazwischen nicht fehlenden Giftlinge sorgsam herausgelesen hatte, schmeckte ihm solch Gericht gerade am besten, weil er die wenigste Mühe davon gehabt. . . .

Ach, das war lange her! Der Kräuter-Jakob, der das Geschäft seines Vaters fortsetzte, hatte oft Mühe noch ein Gericht zusammenzufinden an den Stellen, die vordem für eine ganze Woche Ertrag geliefert hatten. Ein neumodischer Schulmeister hatte die Bauern aufgeklärt und den Kindern in der Schule schon alle die Unterschiede zwischen gut und böse so haarscharf auseinandergesetzt, daß das ganze Dorf im Herbst auf die Pilzsuche ging und an Viehsalben und Heiltränke schon längst nicht mehr glaubte.

Schließlich war Hallerbruck sogar eine Sommerfrische geworden, eine kleine, bescheidene, in der die Gäste zum größten Teil selbst ihre Mahlzeiten herstellten. Und selbstverständlich gab es auch darunter Schwammerlfreunde, die die Buchengründe und Wiesen abspürten und ihm manchmal die schönsten Hüte vor der Nase wegschnitten. Natürlich mußte ihn das schmerzen. Wie aber aus dem Schmerz heraus oft die feinsten Gedanken geboren werden, so erstand auch ihm eines kummervollen Tages eine Idee, die er alsbald auf ihre Durchführbarkeit hin erpobte und sodann schleunigst zum System erhob. Er lauerte nämlich den arglosen Sommerfrischlern, zumal Kindern und alten Jüngferchen auf, wenn sie mit wohlgefülltem Beutel aus dem Walde heim wollten und ließ sich mit ihnen so beim Wege in ein Gespräch ein, das sich ganz zufällig dann auch auf Schwammerln erstreckte. Und dann machte er die Aermsten langsam graulig, indem er von den gefährlichen Aehnlichkeiten gewisser Sorten redete, und wie auf manchem Boden, gerade in dieser Gegend, mitunter sogar die guten giftig würden. Auch wieviel arme, ungewarnte Fremde schon bös krank geworden seien, von den Gestorbenen ganz zu schweigen . . .

Der Effekt war dann regelmäßig, daß die also Bedrängten plötzlich das Beutelchen öffneten und die unheimliche Last auf den Waldboden schütteten; am liebsten ließ er sie in irgend eine kleine Schlucht werfen, um ein Zertreten zu verhindern. Weg und Steg kannte er wie keiner. Nach einer halben Stunde war die Beute sein.

Einer aber hat ihn doch einmal hinters Licht geführt, ohne es zu ahnen. Und das ist ihm nachgegangen bis ins Alter, weil seine Freunde die Geschichte immer wieder aufwärmten. Trifft er da eines sonnigen Oktobertages einen alten Mann; mußte ein Städter sein, vielleicht ein Schreiber. Der steckt gerade eine ganze Familie der wundervollsten Steinpilze in die Innentasche eines regengrauen Mantels. Und dabei kommt er aus einer Talmulde, die sein letzter Geheimfleck war. Sicher hatte der alte Schnüffler ihm da eine schöne Mahlzeit stiebitzt! Die mußt' er ihm wieder abnehmen. Das war Ehrensache! Und so setzte er langsam den ausgeklügelten Bohrer von den trügerischen Unterscheidungen an und daß in gewisser Erde selbst die Pfefferlinge giftig würden.

Der Alte hörte geduldig zu, warf auch manchmal ein Wort ein, sagte aber schließlich, er wisse Bescheid. Es sei alles gut, was er sich zum Essen gesammelt habe.

„Wer weiß, wer weiß!“ warnte im Grabeston der Jakob. „Ein Unglück ist zu leicht geschehen!“

Da nahm der Fremde einen Steinpilz aus der großen Innentasche, hielt ihm den unter die Nase und fragte: „Ist der gut oder nicht?“

Der Jakob sah ihn tiefsinnig an und sagte dann endlich kopfschüttelnd: „Ich möcht' ihn nicht probier'n! Er sieht wohl gut aus; aber 's ist ein Wechselbalg, ein untergeschobener! Und wenn ich Ihnen raten soll: Tun S' ihn fort und die anderen mit! Mir zuliebe!“

Das letzte hat gestimmt. Aber der alte Eigensinn hat immer noch gelächelt. Da hat der Jakob einen ganzen Kirchhof aufmarschieren lassen, lauter Leute, die sich mit Schwammerln in das dunkle Jenseits hineingegessen haben. Zuletzt ist ihm fast das Weinen gekommen.

„Schnurriger alter Kerl!“ hat der Fremde gedacht. „Aber ein gutes Herz hat er sicher!“ Und laut hat er gesagt, just wie sie auf der Höhe über der Beckensteiner Schlucht gewesen sind: „Damit Sie Ihren Willen haben, alter Angsthase!“ Und ist an den Felsrand herangetreten und hat die Tasche über der Schlucht ausgeschüttet. Eine schöne Portion ist's gewesen. Und dem Kräuter-Jakob hat das Herz im Leibe gelacht. Zwar ist's schon dämmrig geworden, und zur Schlucht hinab hat er fast eine Stunde gebraucht. Aber zu schaffen war's just doch noch, wenn er eilte.

An der nächsten Weggabelung schon hat er sich getrennt von dem Städter und ist hinuntergekraxelt. Aber dort unten hat nun wahrhaftig nichts weiter gelegen, als lauter wirkliche Giftlinge: Satanspilz, Pantherschwamm und noch manch andrer — kein einziger von den erwarteten und geliebten Steinpilzen! . . .

Da hat ihn fast ein Grausen gepackt! Wie er aber nach mühevollem Aufstieg wieder ins Dorf gekommen ist, hat der Fremde behaglich im „Bären“ zu Hallerbruck gesessen und schon auf sein Gericht Schwammerln gewartet, das er der Wirtin in die Küche gegeben. Es ist aber ein grundgescheiter Professor gewesen, der sich sein Lebtag mit nichts weiter als Pilzen und solchem Kram abgegeben hat. In seinem Mantel hat er zwei Taschen gehabt. Und nur die mit den Giftlingen, die er eigentlich zu Untersuchungen hat haben wollen, ist von ihm ausgeleert worden an der Beckensteiner Schlucht, weil er dem „schnurrigen alten Kerl mit dem guten Herzen“ doch den Willen hat tun wollen! . . .

Seitdem hat sich der Kräuter-Jakob an Stadtherren, die wie Schreiber ausgeschaut haben, nie wieder herangemacht . . .

Humoristisches.

Frech. Richter (zum Angeklagten, der Ausflüchte macht): „Denken Sie wirklich, wir glauben Ihnen das? Halten Sie uns denn für dumme Jungen?“ — Angeklagter: „Auf diese Frage verweigere ich die Antwort!“

Eine kritische Frage. Zufrieden mit dem Ergebnis seiner Prüfung, ersucht der Schulinspektor die Schüler einer Dorfschule, ihm beliebige Fragen vorzulegen: „Nun, Kleiner“, wandte er sich an einen nachdenklich dasitzenden Knaben: „Ich sehe, Du hast was auf dem Herzen. Nur heraus damit, mein Sohn!“ — „Wenn Sie bis an den Hals im Dreck steckten, und ich 'nen Stein nach Ihrem Kopfe werf', würden Sie sich dann wohl ducken?“

Industrie, Handel und Verkehr.

Bericht des Essener Fruchtmarktes vom 14. Oktbr. 1907.

Weizen inländ. M. 23.50 bis M. 24,25. Weizen fremder M. 26,75 bis M. 27,25. Roggen inländ. M. 20,75 bis M. 21,25 Roggen fremder M. 23,75 bis M. 24,50. Hafer inländ. M. —,— bis M. ——. Hafer fremder M. 20,— bis M. 22,—. Buchweizen M. 26,50 bis M. 27,75. Futtergerste M. 16,50 bis M. 17,—. Mais M. 16,75 bis M. 17,50. Weizenvorschuß M. 32,50 bis M. 33,25 Roggenvorschuß M. 30,50 bis M. 31,25 Weizenkleie M. 12,50 bis M. 13,—. Rüböl inkl. Faß M. —,— bis M. —,—.

Alles per 100 Kilogramm frachtparität Essen ohne Sack bei Abnahme von Doppelladungen mit Ausnahme von Kleie, die mit Sack gehandelt wird.

---

stehende Dame gewesen, die jene Lucy Dalton sich zum Opfer erkoren. Kaum war sie in deren Dienst getreten, als sie auch auskundschaftete, wo die Dame ihre Wertsachen aufbewahrte. Dann hatte sie ihr ein Schlafmittel beigebracht, Geld und Kostbarkeiten ihrer Herrin an sich genommen und das Weite gesucht. Zum Unglück für die Verbrecherin war aber die Bestohlene zu zeitig aus der Betäubung erwacht und hatte Lärm geschlagen. So konnte die Verhaftung der Diebin bei einem Hehler noch vorgenommen werden.

Waren Lucy Dalton und Ellen Baker nun eine und dieselbe Person? Ich nahm es vorerst an, und ferner, daß sie mit der einen oder anderen Person in R. in Verbindung geblieben sei. Diese letztere wußte dann wohl auch, wo sie sich gegenwärtig aufhielt. Ohne jeden Helfershelfer entkommt man ja nicht aus einem Gefängnisse, erhält man keine Brecheisen und kein Strychnin.

Am Abend desselben Tages trat ich, als Vagabund verkleidet, in das Lokal der Mutter Shail, welches mir als ein beliebter Aufenthalt aller Art von Gesindel bezeichnet worden war. Der große, verwahrloste, schmutzige Raum war fast vollständige von Gästen gefüllt. Ich warf mich auf eine Bank nieder und stierte mit halbgesenktem Haupte vor mich hin, als sei ich betrunken.

Einer der Aufwärter hatte mich entdeckt und fragte nach meinem Begehr.

„'n Glas Brandy,“ versetzte ich mit heiserer Stimme, „aber vom besten.“

Jener brachte das Verlangte und sagte: „Kostet zwei Pence.“

Ich fuhr in die Tasche und wühlte eine geraume Zeit darin umher, um dann gerade den verlangten Betrag heraus zu bringen.

„Alles,“ lallte ich, warf die Münzen auf den Tisch und griff anscheinend gierig nach dem Glase, stieß aber dabei mit der zitternden Hand so ungeschickt daran, daß es umfiel und seinen Inhalt über den Tisch ergoß, worüber meine Nachbarn an demselben in ein lautes Gelächter ausbrachen, während ich wütend schimpfte und fluchte. Dann stützte ich die Ellenbogen auf die Tischplatte, legte den Kopf auf die Hände und gab bald darauf einige Schnarchtöne von mir, was den Umsitzenden zu einer Reihe schlechter Witze Veranlassung gab. Schließlich entzogen sie mir aber ihre Aufmerksamkeit und widmeten sich wieder ihrer Unterhaltung. Ich hörte allerlei erbauliche Dinge, doch leider nichts, was mir in der mich eben beschäftigenden Angelegenheit von Nutzen war.

Plötzlich erhob sich in einiger Entfernung ein wüster Lärm. Ich unterbrach mein Schnarchkonzert und beschaute mir blinzelnd den Vorgang.

Ein athletisch gebauter Bursche hatte einen anderen schmächtigen, mit schäbiger Eleganz gekleideten am Kragen und schlug unter dem Beistand einiger anderer mit Toben und Fluchen auf denselben los. Der also Behandelte suchte sich der Streiche nach Möglichkeit zu erwehren, dabei aber in den kläglichsten Tönen versichernd, daß er unschuldig sei.

„Wie kannst Du räudiger Hund Dich unterfangen, meinem Mädchen den Hof zu machen?“ brüllte der Riese dagegen.

„Ich brachte der Lucy ja nur Deine Botschaft!“ winselte der Geprügelte.

„Und versuchtest dabei, ihr schön zu tun. Hinaus mit Dir!“

„Hinaus, hinaus!“ stimmten die Uebrigen zu, und der Haufe drängte den armen Kerl der Tür zu, durch welche er verschwand.

Der Name Lucy hatte mich förmlich elektrisiert. Rasch entschlossen erhob ich mich und torkelte hinter ihm drein. Draußen gewahrte ich, wie die rohen Kerle ihrem Opfer noch einige gründliche Rippenstöße versetzten und es schließlich heftig zu Boden schleuderten, worauf sie sich mit lautem Hohngelächter in die Spelunke zurückbegaben.

Ich beugte mich alsbald zu dem arg Zugerichteten nieder.

Wißt Ihr vielleicht ein Haus in der Nähe, wohin ich Euch geleiten kann?“ fragte ich.

„Um die Ecke herum, Maggie Fogg,“ stammelte er. Er war kaum im Stande, sich mit meiner Hilfe aufzurichten.

Ich führte ihn nach der angedeuteten Richtung in eine Seitengasse hinein. Nach einer Weile erklärte er: „Hier.“ Wir standen vor einem kleinen, verfallenen Häuslein. Ich lehnte meinen Schützling an die Wand und trommelte an die verschlossene Tür.

Schlürfende Schritte näherten sich, und eine schrille Frauenstimme fragte: „Wer ist da?“

„Joe, Joe, mein Hühnchen, wie siehst Du aus?“ Riegel zurückgeschoben wurde, und die Tür sich öffnete.

Ein altes, häßliches Weib mit einem Lichte in der Hand stand vor uns.

„Joe, Joe, mein Hühnchen, wie siehst Du aus?“ krächzte es.

„Tom Doodle, Jim Brent und Bob Holler schlugen mich,“ keuchte er. „Sie sollen verflucht sein! Du mußt mich aufnehmen, Maggie, bis ich weiter zu kommen im Stande bin.“

„Bringt ihn herein, Mann,“ forderte mich die Alte nach einer vorsichtigen Prüfung meines Aeußern auf.

(Schluß folgt.)

und Enttäuschungen und ein ekler Bodensatz von nagender Reue."

„O! — Nach allem, was man mir von Ihren rauschenden Erfolgen und von Ihrem glänzenden Leben erzählt hat — —"

Er lachte schneidend auf.

„Erfolg und Glanz! — Lüge das eine wie das andere! — Ein armseliges Nichts im Vergleich mit dem satten Glück einer einzigen Stunde aus unserm Liebesfrühling. Was hätte aus uns werden können, Martha, wenn du damals weniger hochherzig und opfermutig gewesen wärest!"

„Ein glückliches Weib vielleicht und ein unglücklicher, um seine Hoffnungen und Illusionen betrogener Mann. Es war schon recht so, wie es gekommen ist, Hermann! Und wenn ich auf irgend etwas stolz bin in meinem Leben, so bin ich's auf jene Stunde."

„Mir aber bedeutet sie die grausamste, die beschämendste Erinnerung. Wie war es denn nur möglich, daß ich dich so verkennen konnte — ich, vor dem deine reine Seele zwei Jahre lang dagelegen hatte wie ein offenes Buch! Zwei Jahre lang hatte ich an deine Liebe geglaubt wie der religiöse Schwärmer an die göttliche Offenbarung. Und dann war ein einziges Wort aus deinem Munde hinreichend, meinen felsenfesten Glauben zusammenbrechen zu lassen wie ein Kartenhaus."

(Schluß folgt.)

*

Im fernen Westen.

Der Zug fuhr gerade aus der Station hinaus, als ein Herr im Rauchcoupé sich so weit zum Fenster hinauslehnte, daß die Mitfahrenden ordentlich ängstlich wurden, und jemand ihm eine Warnung zurief.

„Ja, ja," sagte er, „es ist ja ein bißchen gefährlich, aber ich habe mich nach einem Grab umgesehen. Ich vermute aber, es ist längst untergepflügt und vergessen; wenigstens sehe ich nichts mehr."

„Wie kommt denn das," fragte ein Mitreisender, „daß da jemand mitten im Feld begraben wurde?"

„Ja, das war eine traurige Geschichte, eine sehr traurige Geschichte. Es ist nun gerade zehn Jahre her, und ich wohnte damals hier im Ort. Da kam eines Tages ein Fremder, der hatte drei Pferde zu verkaufen, aber er benahm sich so merkwürdig, daß wir ihn einsteckten, weil wir glaubten, er hätte die Pferde gestohlen. Er leugnete es auch gar nicht, und so wurde er denn eines Tages aus dem Gefängnis geholt und an einem Baum da hinten aufgehängt. Das war damals bei uns so Mode, wir machten kurzen Prozeß, und ich glaube, weiter westlich machen sie's noch heute so. Wir begruben ihn dann unter dem Baum."

„Und er hat nicht geleugnet?" erkundigte sich jemand.

„Nein, trotzdem wir es ihm sehr nahelegten. Ueber eine Woche, nachdem er begraben war, erfuhren wir, daß die Pferde sein rechtmäßiges Eigentum waren. Er war ein ehrbarer Farmer aus der Umgegend, der weiter nichts getan hatte, als einen Menschen umgebracht. Na, wir bereuten natürlich bitter, daß wir ihn unschuldig gehängt hatten, aber warum hatte er auch nicht gesprochen? Er mußte doch merken, daß wir ihn für einen Pferdedieb hielten, denn wir hätten ihn doch niemals aufgehängt, weil er einem das Lebenslicht ausgeblasen, und noch dazu einem aus Kansas. Na, wir taten, was wir konnten, um die Sache wieder gut zu machen."

„Wie haben Sie denn das angefangen?"

„Wir ließen seiner Frau unser Bedauern ausdrücken, schickten ihr die Pferde zu, und ein paar Monate später fuhr ich hin und heiratete die Witwe. Sie sitzt hinter uns im Nichtraucherwagen."

Welt und Zeit.

Rockefeller und der Kellner. Eine hübsche Geschichte über John D. Rockefeller, den reichsten Mann der Erde, macht augenblicklich die Runde. Der Multimillionär pflegt seine Mittagsmahlzeit in einem verhältnismäßig billigen Restaurant in seiner Heimatstadt Cleveland, Ohio, einzunehmen. Das Menü, das er regelmäßig einnahm, kostete 25 Cents. Eines Tages aber wurde es auf 35 Cents erhöht, und Herr Rockefeller, der bis dahin dem Kellner stets 10 Cents Trinkgeld verabreicht hatte, gab ihm heute nur fünf. Der Kellner, der den Gast schon lange bediente und sich eine kleine Vertraulichkeit wohl erlauben durfte, meinte: „Na, Herr Rockefeller, wenn ich so reich wäre wie Sie, dann würde ich einen Nickel nicht so fest halten." „Junger Mann," versetzte der Krösus ernst, „wenn Sie jeden Nickel so fest hielten wie ich, wären Sie heute nicht mehr Kellner."

*

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 42

Zwei Geburtstage in Feindesland.

Militär-Humoreske von Hans Wladimir.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In fröhlichem Geplauder verlief die Zeit — schließlich hatte ich auch nichts dagegen, als sich die Füsiliere, bei fortschreitender Heiterkeit, gegenseitig umfaßten und unter den Klängen einer nicht ganz salonfähigen Polka ihre Kriegstänze zur Ausführung brachten. Es war 1 Uhr in der Nacht, als ich dem lustigen Treiben Einhalt tat.

„Gute Nacht, Kinder!"

„Gute Nacht, Herr Leutnant!" ertönte es geschlossen. Und nun ging es zur Ruhe. —

Am anderen Morgen, in aller Herrgottsfrühe, fuhr das „Kind" in einem Korbwagen, vor dem die beiden „sein herausgefütterten Krümperpferde" ihre Kapriolen machten, gefolgt von zwei vierspännigen, mit Sitzgelegenheiten ausgerüsteten Leiterwagen, nach der Stadt, um die 48 Mann starke Regimentsmusik zu holen. Auf Umwegen hatte er dieselbe, tunlichst ungesehen, so heranzubringen, daß sie, eine Viertelstunde vor 6 Uhr morgens auf dem Vorplatze des Schlosses Catoy fertig aufgestellt, dem Zeichen zum Beginn des Morgenständchens Folge zu geben vermochte. Ich selbst fuhr mit den anderen Offizieren um 5 Uhr von Cumerry ab. Wir waren natürlich in Helm und Schärpe.

Unserer Equipage folgte gleichfalls ein Leiterwagen, und auf ihm befanden sich außer dem Führer des Fahrzeugs fünf Füsiliere. Vier Mann hielten den sorglich mit Heu gefüllten, großen Korb, in dem die Sechzigzentimeter-Torte mit den aufgepflanzten Geburtstagslichteln stand; der fünfte war für die Sicherheit des ihm anvertrauten Riesen-Buketts verantwortlich, das, in großer Spitzen-Manschette sitzend, mit seinem langen, stanniolumwickelten Stiele von den beiden Händen des Soldaten gehalten wurde.

„Wenn euch mit dem Bukett oder mit dem Kuchen irgend ein Unglück passiert, dann könnt ihr euch mit dem Tode bekanntmachen," sagte Leutnant Fitzek vor der Abfahrt zu den Mannschaften, worauf ich in scherzendem Tone begütigend hinzugesetzt hatte: „Na, zum mindesten habt ihr das letzte Futter im Leibe!"

Aber es kam alles glücklich hin.

Ein sehr geschmackvoll ausgestattetes Programm des Frühkonzerts — großes Format, Programmpapier mit Goldschnitt — in blauem, gepreßtem Leinwandbande „mit allen Schikanen" steckte in meiner Paletottasche.

Das „Kind" war schon da, als wir anfuhren, und meldete die Musik.

Monsieur le comte, im letzten Augenblick von den bevorstehenden Ereignissen unterrichtet, empfing uns sehr verbindlich und geleitete uns in sein parterre belegenes Arbeitszimmer. „Der Herr Hauptmann," berichtete er, „hat sein Schlafzimmer bereits verlassen und befindet sich im Salon, mit Schreiben beschäftigt!"

„Na, denn los!" meinte Fitzek, und so gingen wir, ich mit dem Programm, Fitzek mit dem Bukett, das „Kind" mit dem Geburtstagskuchen, um welchen alle Lichtel und das Lebenslicht brannten, gefolgt von den anderen Kameraden, die Treppe hinan. Der Bursche hatte uns bereits angemeldet, und nach dem „Herein!" hielten wir in feierlichem Gänsemarsch unseren Einzug in das Zimmer. Den Kuchen mit dem „Kinde" in der Mitte, gruppierten wir uns im Halbkreise um unseren Hauptmann. Im Namen der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Kompagnie sprach ich unseren Glückwunsch aus, in warmem Tone der fernen Frau Gemahlin des Gefeierten gedenkend und die Eigenartigkeit des Geburtstagsfestes in Feindesland hervorhebend. „Müssen Sie, Herr Hauptmann," schloß ich meine Ansprache, „am heutigen frohen Tage die Anwesenheit aller derer entbehren, die Ihrem Herzen nahestehen, so wollen Sie in Ihrer Herzensgüte es uns vergönnen, gemeinschaftlich mit Ihnen Ihr Wiegenfest zu feiern!"

Bewegten Tones dankte der Hauptmann und gab seiner Herzensfreude über die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten freundlichen Ausdruck.

Als er geendet, gab Fitzek, der das geöffnete Fenster inzwischen gewonnen hatte, der Musik das verabredete Zeichen, im selben Moment überreichte ich dem Hauptmann das Programm, und — gewaltig, wie Orgelton und Glockenklang, ertönte, vom vollbesetzten Orchester vorgetragen, der herrliche Choral: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" aus dem Park herauf zu dem Geburtstagskinde.

Ernsten Blickes wendete sich der Hauptmann mir zu, er reichte mir bewegt die Hand, die Augen waren ihm feucht: „Ich danke Ihnen nochmals von ganzem Herzen, das werde ich Ihnen niemals vergessen! — Ich danke Ihnen," wiederholte er jedem einzelnen der anwesenden Kameraden.

Inzwischen war im Schlosse alles mobil geworden — seine Bewohner und Bewohnerinnen vermutlich durch den Herrn des Hauses in Kenntnis gesetzt — und so konnte es nicht befremden, daß plötzlich alle nach dem Park belegenen Fenster geöffnet und von Damen und Herren besetzt waren, die ihre Blicke nach dem aufgestellten Musikkorps gerichtet hielten und erwartungsvoll dem Augenblick entgegensahen, in dem das schöne Frühkonzert seinen Fortgang nehmen würde. Sie brauchten nicht lange zu warten. Nach kurzer Pause erklang herzerfrischend Webers Jubelouvertüre!

Unser Geburtstagskind war inzwischen auch nicht müßig geblieben: er kannte seine Pappenheimer! Im Handumdrehen hatte er das Nötige angeordnet, und freundlich sprach er: „Meine Herren, Sie sind so sehr früh heute aufgebrochen, darf ich mir erlauben, Ihnen ein Gläschen Sherry anzubieten?“ Es wurde natürlich nicht verschmäht, weder das erste, mit dem wir des Hauptmanns Wohl tranken, noch das zweite und dritte; Zigarren wurden serviert, und bald stiegen die blauen Wölkchen zur Decke hinan. Wir alle waren sehr vergnügt, auch der Hauptmann schien höllisch aufgelegt, er überbot sich förmlich in launigen Einfällen und in seinen bei anderen Gelegenheiten sehr gefürchteten Neckereien. Nur das „Kind“ gab sich etwas gedrückt — so daß es dem Hauptmann auffiel und er mich leise fragte, ob ich wisse, was dem Fähnrich fehle? Ich lachte und gab ebenso heimlich zurück: „Herr Hauptmann, ich glaube, er hat Sehnsucht nach dem Kuchen.“

„So, da müssen wir gleich helfend eintreten,“ lautete die scherzhafte Antwort.

Der Hauptmann erhob sich und eilte auf die Tür zu, um vermutlich die Ordonnanz zu rufen — er blieb aber plötzlich stehen, denn — es öffneten sich die Flügeltüren des Nebenzimmers, und der Schloßherr wurde sichtbar.

Nach einer tadellosen, alle Anwesenden umfassenden Verbeugung sprudelte er, sich dem Geburtstagskinde zuwendend, einen Schwall Höflichkeitsworte hervor, an die sich schließlich die Bitte anreihte, den Damen des Hauses den Eintritt zu verstatten, die dem hochverehrten Herrn Kapitän ihre Glückwünsche darbringen wollten. — Sie waren schon da, ehe wir uns noch so recht in die gehörten Worte hineingefunden und uns von unserer Ueberraschung erholt hatten: die junge Gräfin und die beiden comtesses Schwestern — „die drei Grazien raunte mir Fitzek zu —, jede der Damen mit einem allerliebsten Bukett zartester Treibhausblüten.

Und nun ging das Gratulieren los . . . — nein, dazu kam es zum Glück nicht! Draußen ging es los! Die Musik spielte! Einschmeichelnd, zündend, berückend erklangen die „Rosen aus dem Süden“.

Ei! Wie da die graziösen, duftigen Erscheinungen sich unwillkürlich im Walzertakte bogen und neigten, wie die kleinen Füßchen in der koketten Chaussure zu zucken begannen — à la guerre, comme à la guerre — im Moment hatten wir die Damen umfaßt und folgten den lockenden Tönen des herrlichen, herrlichen Walzers. Daß es bei diesem einen Rundtanze nicht blieb, wird ein jeder glauben, ohne daß ich es „auf Ehre und Seligkeit“ versichere.

Dann gab es aber doch eine Pause, und diese benutzte der Hauptmann, um dem Sehnen des „Kindes“ Genüge zu verschaffen und um den Damen etwas anzubieten: der Geburtstagskuchen wurde herumgereicht. Sein Erscheinen erregte allgemeine Sensation! Zuerst wurde die übernatürliche Größe desselben bewundert, dann die Ausschmückung — schließlich wurde die Torte probiert. Daß dieses Probieren nicht bloß bei dem Fähnrich, sondern bei allen Anwesenden großen Anklang gefunden, das lehrte die immer größere Lücke in der Rundung des Geburtstagskuchens. Auf allgemeines Verlangen mußte die „Kuchen-Kommission“ an die Oeffentlichkeit treten, und schmunzelnd heimste Fitzek, hier Vorsitzender, die allseitig gespendeten Komplimente ein.

Aus der einen Ordonnanz waren mittlerweile zwei geworden, sie erschienen zur Feier des Tages „in weiße Handschuhe gesteckt“ und brachten uns Champagner, reinen, unverfälschten, wie wir ihn selbst in Frankreich, seinem Geburtslande, sehr, sehr selten getrunken haben. Geräuschlos wurden die Flaschen entkorkt, schäumend prickelte der Wein in den großen, breiten Kelchen — ein zartes Damenmündchen toastete nun auf das Geburtstagskind. Hell klangen und rein die kristallenen Gläser, hell die Stimmen der Damen bei dem „Hoch“ auf den Hauptmann, im Parke spielte die Regimentsmusik den „Hohenfriedberger“. — Das Programm des Ständchens war erschöpft, allein die Tanzlust der Damen war nicht gestillt; der liebenswürdige Dirigent unserer Kapelle erfreute uns daher mit der Krone aller Tänze, mit dem besten Walzer, den Strauß je geschrieben: „An der schönen blauen Donau“. — Zehn Uhr war es geworden, um 1 Uhr mußte die Musik in die Stadt zurückgekehrt sein. Auch uns rief der Dienst, dem wir nicht länger fernbleiben durften — die Freude hatte ein Ende! —

Der Abend fand uns auf Wunsch des Hauptmanns und des Schloßherrn wieder in Schloß Catoy vereinigt. Nach einem vortrefflichen Souper, dessen Arrangement dem gräflichen Küchenmeister alle Ehre machte, saßen wir vergnügt beim Glase Wein zusammen.

Ein prachtvoller Erardscher Flügel stand im Saal, es wurde nach Herzenslust gespielt und auch gesungen, französische Chansons wechselten mit deutschen Liedern, Pfänderspiele kamen zur Ausführung, die, wie immer, in tausend scherzhaften Verlegenheiten endigten, schließlich — wurde getanzt.

Am frühen Morgen erst kamen wir in unser Kantonnement zurück.

II.

Der Geburtstag des Premiers.

„Regiments-Befehl. Am 14. d. M. findet eine Felddienstübung des Füsilierbataillons statt. Die 9. und 11. Kompagnie treten unter Befehl des Hauptmanns von Sternberg, die 10. und 12. übernimmt Hauptmann Ekel. Es tritt alles ein. Anzug feldmarschmäßig, das Detachement des Hauptmanns von Sternberg im Helm, dasjenige des Hauptmanns Ekel in Mütze. General- und Spezialidee erhalten die genannten Herren Truppenführer in versiegeltem Kuvert, je besonders. Beginn der Uebung 7 Uhr vormittags.“

So las mir der Sergeant Krszoszczik, der vom Befehlsempfang zurückgekehrt war, am 13. April 1871, abends 6 Uhr, aus seiner Brieftasche vor.

„Ist denn von Herrn Hauptmann Ekel noch kein Befehl da, wo und zu welcher Zeit ich mit der 10. Kompagnie stehen soll?“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Da hört doch die Weltgeschichte auf,“ räsonierte ich ärgerlich, „das muß mir doch mitgeteilt werden, ich habe ja nicht die blasse Ahnung, wohin ich mit der Kompagnie zu marschieren habe. — Danke, Krszoszczik,“ fuhr ich fort, „Sie können gehen — doch — nein! Halten Sie sich in der Nähe, am besten hier im Hause auf. Der Befehl des Herrn Hauptmanns Ekel muß ja bald eintreffen — dann kann ich Ihnen gleich den Kompagniebefehl diktieren.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant,“ sagte der Sergeant und ging.

Gleich darauf erschien Leutnant Fitzek auf der Schwelle. Ich hatte sein Anklopfen ganz und gar überhört.

„Guten Abend, Hans,“ rief er und trat auf mich zu, mir die Hand bietend. Ich ergriff sie, erwiderte seinen freundlichen Gruß, gab ihm einen Toback und hieß ihn sich setzen. Und bald plauderten wir vom königlichen Dienst.

„Du! Deine Kommandierung zu Hauptmann Ekels Abteilung wird dir wohl kaum passen,“ bemerkte mein Gast, als er von der Majorseckenübung des nächsten Tages hörte. „Ihr beide könnt euch doch gar nicht verknusen!“

„Nein, gar nicht! Es herrscht zwischen uns eine ähnliche Antipathie, wie zwischen ihm und Sternberg.

„Du, das ist 'ne Schikane von Ekel! Paß mal auf! Der läßt dich heute abend bis in die aschgraue Möglichkeit zappeln, ehe er dir den Befehl zuschickt, wo du morgen mit uns stehen sollst; dann werden wir so'n Stücker 15 bis 20 Kilometer zu marschieren haben zu dem von ihm ausgewählten Rendezvousplatze — um sechs werden wir dort stehen sollen — um sieben beginnt ja schon die Felddienstübung — da brauchen wir ja heute gar nicht erst schlafen zu gehen! — 's ist ruppig! Und — morgen ist obenein dein Geburtstag . . .“ (Forts. folgt.)

Denkspruch.

Tadel mußt Du lernen tragen,
Dir die Wahrheit lassen sagen.
Nicht darüber Dich beklagen,
Wenn es heilsam Dich wird nagen.
Aber wenn es Lölpel wagen
Grob zu sein mit Wohlbehagen,
Dir die Achtung zu versagen,
Die den Tadel sollte tragen, —
Sollst Du nichts nach ihnen fragen,
Oder sie ins Antlitz schlagen.

Rückert.

Der Nutzen der Zigarette.

„Wie machen Sie es nur,“ fragte eine junge Beamtenfrau, die im Vorort wohnte, ihre Nachbarin, „daß Ihr Gatte Ihnen alles in der Stadt so schön besorgt? Meiner vergißt immer die Hälfte von dem, was ich ihm auftrage.“

„Ja, früher war das auch bei uns so, aber seit Alfred sich seine Zigaretten selbst wickelt, ist es anders. Wenn er morgens ins Bureau geht, nehme ich sein Zigarettenpapier und schreibe meine Notizen darauf. Soll er mir etwas beim Gemüsehändler bestellen, so schreibe ich es aufs oberste Blatt, er sieht's dann sicher, ehe er an die nächste Ecke kommt. Soll er an meine Schwester telephonieren, daß sie mittags bei mir ist, so schreibe ich es auf das dritte Papier, und er liest es sicher kurz nachdem er ins Bureau gekommen ist. Wenn er mittags etwas besorgen soll, wenn er sein Frühstück essen geht — Sie wissen doch, er hat englische Tischzeit, und unsere Hauptmahlzeit ist abends — dann schreibe ich es etwa auf das sechste Blatt, und wenn ich wünsche, daß er mir abends etwas mitbringt, Obst zum Nachtisch oder dergleichen, so benutze ich dazu das zehnte Blatt. Sie sehen also, das Zigarettenrauchen hat auch seine guten Seiten, denn auf diese Weise vergißt Alfred niemals etwas.“

Die Narbe.

Skizze von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Vier Tage lang hatte er ihr an der Wirtstafel des Strandhotels gegenüber gesessen, ohne ihr mehr als einen gelegentlichen flüchtigen Blick zu gönnen. Was hätte ihn auch an der mindestens Fünfunddreißigjährigen interessieren sollen, ihn, den von berauschender Schönheit übersättigten Liebling der Frauen! Vielleicht, wenn er sich die Mühe genommen hätte, sie aufmerksamer zu beobachten, würde er die Spuren ehemaligen Liebreizes auf ihrem feinen schmalen Gesicht wahrgenommen haben und die wundersame Tiefe der dunkelblauen Augen, in deren leicht verschleiertem Blick etwas so eigentümlich Sinnendes und Träumerisches war. Aber er sah nur die müden, schlaffen Züge um Nase und Mund, nur die Zeichen des Welkens in der schmächtigen Gestalt, und das war ihm genug, über sie hinweg zu schauen, wie über etwas Gleichgültiges, das nicht einmal des flüchtigsten Interesses wert war. Auch daß er manchmal die Empfindung hatte, als ob die seltsamen, tiefen Augen lange auf sein Gesicht gerichtet seien, ließ ihn völlig unbewegt. Er hatte in den langen Jahren seiner Berühmtheit gelernt, solche stumme Bewunderung gleichmütig an sich abgleiten zu lassen, und sie war überdies in diesem Falle so diskret, daß er sie nicht, wie sonst oft genug, als eine Belästigung verspürte.

Darum war es nichts als ein bloßer Zufall, daß er heute beim Abendessen zum ersten Male der eigentümlich geformten Narbe auf dem Rücken der noch immer wunderschönen Hand seines weiblichen Gegenübers gewahr wurde. Es war eine rötlich gefärbte Vertiefung, wie wenn man an jener Stelle den Knochen herausgenommen hätte, eine häßliche Entstellung, die sie augenscheinlich nach Möglichkeit zu verbergen suchte.

Heute aber hatte sie durch eine unvorsichtige Bewegung nicht nur die Aufmerksamkeit des gefeierten Dramatikers, sondern auch die ihres Tischnachbarn, eines bekannten Chirurgen, auf die Narbe gelenkt, und in dem alten Herrn, der ihr in seiner altväterisch ritterlichen Weise ein wenig den Hof machte, war sogleich das berufliche Interesse wach geworden.

„Es muß eine böse Verletzung gewesen sein, die Ihnen diese Narbe eingetragen hat,“ sagte er, „eine Schußwunde vermutlich?“

Sie nickte ohne Verlegenheit.

„Ja, eine Schußwunde. Die Kugel durchbohrte mir die Hand, als ich etwas unvorsichtig mit einem Revolver umging. Aber es sind schon sechzehn Jahre seitdem vergangen.“

Die Antwort hatte nur dem Chirurgen gegolten und sie war mit gedämpfter Stimme gegeben worden. Aber der Dichter hatte sie gehört und sie hatte eine seltsame Wirkung auf ihn hervorgebracht. Ein paar Sekunden lang starrte er wie gebannt in das Gesicht der Sprechenden, dann schoß ihm jäh eine dunkle Blutwelle über Wangen und Stirn, er warf die Serviette auf den Tisch und stand auf, um den Speisesaal zu verlassen, obwohl die Mahlzeit eben erst ihren Anfang genommen hatte.

Draußen vor der Veranda aber ging er länger als eine Viertelstunde ruhelos auf und nieder, bis die Badegäste einzeln herauskamen und bis unter ihnen auch die fast überschlanke Gestalt seines Gegenübers sichtbar wurde.

Da war er mit zwei raschen Schritten an ihrer Seite.

„Martha — du?“

Ein wehmütig-freundliches Lächeln glitt über ihr etwas verhärmtes Gesicht.

„Sie haben eine ziemlich lange Zeit gebraucht, um mich zu erkennen. Aber es wundert mich nicht, denn ich habe mich wohl sehr verändert.“

„Und warum hast du — warum haben Sie mir durch kein Wort, durch kein Zeichen verraten, wem ich da wie ein Blinder gegenüber saß? Zürnen Sie mir noch immer so sehr?“

„Aber nicht im mindesten, lieber Freund! Und ich meine, daß ich überhaupt niemals eine Veranlassung gehabt hätte, Ihnen zu zürnen.“

„O doch! Die allertriftigste sogar. In jener Stunde mag ich nur ein Narr und ein verblendeter Dummkopf gewesen sein. Später aber, als ich die Wahrheit erfuhr, war ich ein schlechter Mensch.“

„Dafür habe ich Sie nie gehalten. Ich kann es Ihnen mit bestem Gewissen versichern.“

Während sie sprachen, waren sie Seite an Seite zum Strande hinabgeschritten, und nun gingen sie schweigend noch ein Stück weiter, bis sie zwischen Meer und Dünen so gut wie allein waren. Da nahm er, ehe sie seine Absicht hatte erraten können, ihre herabhängende Rechte und drückte seine Lippen heiß auf die häßliche Narbe.

„Mein Werk! — Und das trägst du nun dein Leben lang mit dir herum!“

Sie lächelte wieder.

„Und was weiter? — Ist es nicht immer noch viel besser, als wenn die Kugel an jenem Abend das Ziel erreicht hätte, für das sie bestimmt gewesen war?“

Er riß seinen Hut vom Kopfe und strich sich mit einer nervösen Bewegung durch das ergrauende Haar.

„Mein, ich weiß nicht, ob das andere nicht dennoch das Bessere gewesen wäre. Was ist denn das Facit dieser sechzehn Jahre? Eine Kette von Bitterkeiten